Nr. 8. Monatlich vier Nummern. Berlin, 20. Februar 1871. Preis: Vierteljährlich 25 Sgr. XVII. Jahrgang.

Inhalt: **Das Württembergische Herrscherpaar** (mit Porträts). — **Der Stern des Ostens.** Novelle von Karl Frenzel. (Fortsetzung.) — **Die Heimath der Pflanzen,** von Paul Kummer. — **Die Namen der Wochentage,** von Frhr. von Reinsberg-Düringsfeld. I. (Schluß.) — **Alexander Dumas** (mit Porträt). — **Gebirgs-Idyllen,** von Georg Belly (mit Illustration von Jos. Munsch). — **Etwas aus der Mythologie,** von O. Oldenberg. — **Opern-Novitäten,** von Richard Wüerst. — **Aus der Kinderstube,** von Sophie Waise. — **Wiener Briefe.** — **Auflösung des Räthsels** Seite 58 und der **Schach-Aufgabe** Seite 40. — **Räthsel.** — **Correspondenz.**

Das Württembergische Herrscherpaar.

Eine der vielen sauberen Bleistiftzeichnungen unseres unvergeßlichen Berliner Meisters Wilhelm Hensel, die jetzt schon anfangen, eine historische Bedeutung zu bekommen, zeigt sitzend einen alten stattlichen Soldaten mit besonders ehrwürdigem Angesicht, der freundlich lächelnd niederblickt auf zwei blühend schöne Mädchengestalten mit reizenden Köpfchen, welche knieend zu seinen Füßen — Kartoffeln schälen. Der alte Soldat mit dem hoch ehrwürdigen Antlitz ist weiland König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, und die blühenden Mädchengestalten mit den reizenden Köpfchen sind seine beiden ältesten Enkelinnen, die Töchter seiner ältesten Tochter Charlotte, die als Kaiserin aller Reußen und Gemahlin des hochmächtigen Kaisers Nicolaus die Namen Alexandra Feodorowna führte. Wer von uns Alten mit der Geschichte des Preußischen Hofes unter Friedrich Wilhelm III. bekannt, der kennt auch die Geschichte dieses Bildes, der weiß auch, daß bei einem jener specifisch Preußischen Soldatenfeste in der Umgegend Potsdams, bei dem Niemand wußte, wo in dem Königlichen Greise der Familienvater aufhörte und der oberste Kriegsherr anfing, der König seine geliebten Enkeltöchter im Scherz aufforderte, Kartoffeln für die Menage-Kessel zu schälen, und sich höchlich über die verschwenderische Art belustigte, mit welcher die Großfürstinnen dieses Geschäft ausführten, bis er ihnen endlich durch einen Gardisten die Geheimnisse dieser Arbeit beibringen ließ. Die kleine Geschichte war im damaligen Berlin in Aller Munde, und jener Gardist, der einst die russischen Großfürstinnen das Kartoffelschälen lehrte, lebte noch vor einigen Jahren. Von den beiden jugendlich schönen Enkelinnen der Königin Luise auf Hensel's Bildchen ist die Jüngere Olga Nicolajewna, geb. 1822, im Jahre 1846 die Gemahlin des Kronprinzen Karl von Württemberg geworden und hat mit demselben 1864 den Thron von Württemberg bestiegen. Die zarte Jungfrau ist zu einer hohen stattlichen Dame geworden, von welcher man nicht mit Unrecht sagt, daß sie nicht allein die künstlerischen Neigungen ihres Königlichen Gemahls theile, sondern auch dessen Interesse an militärischen Angelegenheiten bis ins Detail hinein. Eine Enkelin König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen, eine Tochter des Kaisers Nicolaus kann eigentlich gar nicht anders, sie muß Interesse und Verständniß für militärische Dinge haben. Die Königin Olga ist auch Chef von zwei Württembergischen Regimentern und einem Russischen.

Ihr hoher Gemahl, König Karl I. von Württemberg, ist geboren zu Stuttgart 6. März 1823, Sohn des Königs Wilhelm I. aus dessen Ehe mit Königin Pauline. Die Liebe der Württemberger für ihr ruhmvolles Königshaus, welche Wilhelm I. in 47jähriger Regierung sich zu erhalten wußte, steht auch ihm zur Seite, der im Geiste seines Vaters das Scepter führt. [2750]

Olga, Königin von Württemberg. Karl I., König von Württemberg.

Der Stern des Ostens.

Novelle von Karl Frenzel.

IV.

Dort, wo waldbedeckt die südlichen Abhänge des Vesuvs bis zu den Gestaden des blauwogenden Meeres in der schön gestalteten Bucht von Neapolis streifen; wo auf steil aufragender Klippe ein uralter, verwitterter Wartthurm steht, in früheren Zeiten zum Schutz der Küste gegen karthagische Seeräuber errichtet, von den Umwohnern der Griechenthurm genannt — dort hielt am Fuß des Felsens eine kleine Gesellschaft eine erwünschte Rast.

Fußreisende, die von den nördlicher gelegenen Städten Bajae oder Puteoli her an dieser entzückenden Küste entlang ihre Wanderung gemacht. Eben hatten zwei Sklaven den beiden Eseln die Weinschläuche und die Körbe mit Brod und Früchten abgenommen, welche das bescheidene Mahl der Wanderer bilden sollten. Diese selbst hatten sich im Schatten breitästiger Olivenbäume, die im ersten Schmuck ihrer tiefgrünen, glänzenden Blätter prangten, hingelagert; unweit von ihnen plätscherte eine klare Quelle aus dem Gestein, um nach hastigem Lauf in dem Meer ihr ersehntes Ende zu finden. Nichts Schöneres, als die Aussicht, die sich vor den Augen der Männer ausbreitete. Dicht zu ihren Füßen wogte die bläulich schimmernde Meerfluth im Sonnenglanz, ein sanfter Wind fuhr darüber hin und blähte die weißen Segel der Fischerbarken, die überall auftauchten, bald zu einem kleinen Geschwader vereint, bald einzeln, rasch dahinziehend wie Schwäne. Caprea's trotziges Felseneiland hob sich den Schauenden gegenüber aus den Wassern empor; phantastisch wie ein vom Blitze des Zeus getroffener und zu Stein erstarrter Gigant. Auf der Stirn seiner Felsen wurden hier und dort aus den Gebüschen hervorlugend weiße Mauern und zinnengekrönte Thürme sichtbar: die stattliche Burg, die vor fünfundzwanzig Jahren der schreckliche Imperator Tiberius, einsam auf der einsamen Insel, bewohnt. Ueber dem Vesuv stand von goldenen Sonnenlichtern umspielt fast unbeweglich eine Rauchsäule.

Es war Marcus Agricola, der Arzt aus Pompeji, welcher den Andern über das Landschaftsbild vor ihnen willkommene Aufklärung gab, die näher und ferner gelegenen Ortschaften ringsumher ihnen nannte, jetzt dorthin, in die Weite nach Westen, jetzt in das Land hinein zeigte und seine Rede durch mancherlei Sagen und Geschichten anmuthig zu schmücken und zu erheitern wußte.

„Nun hast Du lange genug gesprochen, o Marcus, uns belehrt und erfreut, vergiß nicht ganz der Speise und des Tranks. Denn wie tief auch der Leib unter der unsterblichen Seele steht, diesem Gesetz haben die Götter sie unterworfen, daß sie in der Körperwelt nur durch den Körper wirken kann. Was nützte Deine Beredtsamkeit, wenn Dir die Zunge fehlte? Darum labe sie, redlich hat sie ihre Pflicht gethan."

Derjenige, der mit einem milden Lächeln in seinem ernsten, ehrfurchterweckenden Gesicht so gesprochen, wurde von Allen als ihr Haupt und Meister betrachtet. Nicht der geringste Widerspruch, nicht einmal der Versuch dazu erhob sich gegen seine Anordnungen. Für ihn waren weder Befehle noch Bitten nöthig. Er wählte den Weg, und die Andern folgten; er ruhte aus, und sie ahmten seinem Beispiel nach. Schon sein Alter, das bis zur Mitte der sechziger Jahre hinanstieg, und die Würde, die über seine Bewegungen wie über seine Reden ausgegossen war, hätten die Ehrerbietung und den Gehorsam seiner jüngeren Begleiter erklärt und gerechtfertigt. In etwas erinnerten seine Züge an den Kopf des Aeskulap, wie die griechischen Künstler sinnig den Gott gebildet, aber seine Stirn war höher und freier; ein weißer Bart, der lang und lockig auf seine Brust herabfiel, sowie sein gelocktes Haupthaar gaben ihm eine priesterliche Weihe und nahmen Alle, die ihn zum ersten Male sahen, ohne daß sie von ihm Kunde gehabt oder seine Worte vernommen, machtvoll für ihn ein.

„Nur Eins noch, Apollonius," entgegenete Marcus, der aufrecht im Kreise der auf dem Rasen Lagernden stand, „nur dorthin, ostwärts lasse mich noch zeigen, nach jenen Höhen, dort liegt Pompeji, meine Vaterstadt und unserer Reise Ziel."

Neugierig wandten Alle, bis auf Apollonius, ihre Blicke nach der angedeuteten Richtung, er hielt die seinen auf die Rauchwolke gerichtet, die jetzt von einem stärkeren Windstoß getroffen, zerrissen um das Haupt des Berges flatterte. Eine neue, dunklere stieg aus dem Krater auf, und wie aus weiter Ferne grollte dumpf und unheimlich ein unterirdischer Donner. In einem seltsamen und ängstlichen Widerspruch zu der heiteren Bläue des Himmels, dem lichten Sonnenschein und der spiegelglatten Meeresfläche stand dieses Geräusch, und ein gewisses Erstaunen malte sich in den Gesichtern der Reisenden.

„Ihr seid fremd auf diesem Boden," klärte Marcus ihre Unruhe auf, „sonst würdet ihr wie wir diesem Donner keine sonderliche Aufmerksamkeit schenken. So rollt er Jahrtausende unter uns."

„Eine beständige Todesmahnung," entgegnete Apollonius.

„Richtig, wenn Du so willst; gerade wie diese lachende und fruchtbare Landschaft mit ihren reichen Städten und glücklichen Menschen Jedem zuzurufen scheint: lebe und genieße."

„Entstehen und Vergehen, eines wandelt sich aus dem Andern, und dieses wieder zurück in jenes, in einem unaufhörlichen Kreislauf. Wir gewahren nur hier den Anfang, dort das Ende, aber das Band, das sie zusammenhält, wie sie sich ineinanderketten, bleibt uns verborgen. Vielleicht sind wir Menschen nicht besser, als Raupen, Millionen verkommen in diesem Zustand, wenige entwickeln sich zu Schmetterlingen. Was Du mir von der Krankheit der schönen Saitenspielerin erzählt hast, hat mich auf diesen Gedanken gebracht. Mir will es scheinen, daß ihr Leib dahinschwindet, weil ihre Seele nach einer himmlischen Sphäre sich sehnt."

„Ich hoffe, Du wirst die Ursache ihrer Krankheit ohne Mühe erkennen. Daß Du meiner Bitte so bereitwillig nachgegeben hast, o Apollonius, erfüllt mich mit tiefem und gläubigem Vertrauen, daß Deine Nähe ihre Genesung herbeiführen werde."

„Mir gebot die innere Stimme, Dir nach Pompeji zu folgen. Ob ich der Leidenden helfen kann, weiß ich nicht, aber ich setze dem Dämon, der mich treibt, keinen Widerstand entgegen. Den niederen Menschen führt die Leidenschaft, den klugen der Verstand, den weisen das Göttliche. Wir begreifen Nichts von ihrem Wesen und ahnen kaum, zu welchem Ziele sie uns vorwärts jagen, wir sind Alle Sclaven des Unbewußten. So bin ich mit Dir gegangen, den Willen der Götter und wozu sie mich gebrauchen, still erwartend."

Die Ruhe des Greises gab ihm leicht die Herrschaft über den von Ungeduld und Furcht gepeinigten Marcus. Es war der fünfte Tag, daß er sich eilig inmitten der Nacht mit einem Sklaven auf den Weg nach Puteoli gemacht hatte. Mancherlei Zweifel bestürmten sein Herz, ob es ihm gelingen würde, den Wunderthäter seinem Wunsche günstig zu stimmen. Wie ein Lauffeuer mußte sich die Kunde von der Ankunft des Apollonius rings um den Golf in allen Ortschaften verbreitet haben. Marcus begegnete vielen Wanderern, die mit ihm desselben Weges gingen. Auch Kranke in Sänften und auf Bahren ließen sich nach Puteoli bringen. Dort, unweit des Hafens, in der Vorhalle eines dem Neptun gewidmeten Tempels, deren Wand mit Votivtafeln und Geschenken der aus Meersturm und Schiffbruch Geretteten bedeckt war, traf er zuerst auf Apollonius. Umgeben von seinen Schülern stand der Magus, in milder und doch entschiedener Weise auf die Fragen und Bitten der Menge Antwort gebend. Aus den nahegelegenen Landhäusern hatten sich auch einige vornehme Patricier eingefunden, die hochmüthigen Blicks das Volksgedränge und den Mann aus dem Osten musterten. Einer und der Andere richtete wohl im Vorübergehen halb mitleidig, halb wegwerfend ein Wort an ihn oder forderte ihn auf, in sein Haus zu kommen und dort den Geist des göttlichen Julius Cäsar zu beschwören. Absichtlich hielt sich Marcus eine geraume Weile beiseit, wie verloren unter der Menge, um die Haltung und das Treiben des Apollonius aus der Ferne zu beobachten. Nicht ohne Eindruck waren die Reden und Warnungen des Clodius, dem Wunderthäter scharf auf die Hände zu sehen, ehe er sich zu einer Eröffnung an ihn entschlösse, auf das Gemüth des Arztes geblieben. Aber siegreich überwand das Benehmen des Apollonius dies Mißtrauen. Alle seine Aeußerungen zeugten von ebensoviel Verstand und Geisteskläre wie von stolzer Bescheidenheit. Die kecken und aufdringlichen Fragen nach seinem Verkehr mit dem Geisterreich wies er ernst und streng zurück. Ob sie denn glaubten, daß die Götter wie die Verkäufer auf dem Markt nur auf den Anruf des ersten besten Narren warteten, um sich ihm zu offenbaren? Von den Kranken, die man ihm zuführte, erfragte er, wie jeder Arzt es gethan haben würde, den Anfang und Verlauf ihres Uebels, und die Mittel, die er vorschlug, waren von Seltsamkeiten und Bannsprüchen frei. Oft hatte Marcus Gelegenheit, den Scharfsinn und den schnellen, immer das Richtige treffenden Blick des Apollonius zu bewundern. Als er sich ihm endlich näherte, war er schon ganz von dem Zauber des wunderbaren Mannes gefangen. Es brauchte kaum noch der Freundlichkeit, mit der seine Bitte von Apollonius aufgenommen wurde, um jede Bedenklichkeit und jeden Zweifel aus seinem Innern zu verscheuchen. Von seiner Geistesüberlegenheit gab ihm der Magus dadurch einen Beweis, daß er ihn mit seinem Namen anredete; zufällig hatte einer aus der Menge den Arzt begrüßt, und Apollonius, trotz des Geräusches der ihn Umdrängenden, obgleich seine Aufmerksamkeit so vielfach von anderen Dingen gefordert ward, ihn gehört und behalten.

Nun geschah freilich der Aufbruch von Puteoli und die Wanderung nach Pompeji für die vorwärts eilende Ungeduld des Marcus nicht schneller, als das Kriechen einer Schnecke, die sich mühselig weiter bewegt. Aber er war hier der Bittende und mußte sich fügen; zudem hatte er dem Apollonius gestanden, daß die Krankheit Lydia's kaum eine plötzliche Verschlimmerung erfahren würde. So ließ sich gegen den Wunsch desselben, auf dieser Reise das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, nichts einwenden. Die wunderbare Natur des feuerspeienden Berges, der den Mittelpunkt und gleichsam die Seele der umher liegenden Landschaft bildete, zu erkunden, war für Apollonius ein erheblicher Grund gewesen, der Bitte des Arztes zu willfahren. Sie hatten deshalb, um dem Vesuv beständig nahe zu bleiben und die seltsamen Felsgrotten an der Meeresküste zu erforschen, den weiteren Weg am Gestade eingeschlagen, statt quer durch das Land der großen Straße zu folgen, die an manchen Stellen sich um ein Beträchtliches von dem Berge entfernte. Einen Theil seiner Schüler und Jünger, die ihn von Kleinasien, Griechenland und Kreta her begleiteten, hatte Apollonius in Puteoli und Bajae zurückgelassen, nur diejenigen, mit denen er besonders vertraut verkehrte, waren mit ihm. Die ersten Tage der Wanderung verrannen für den Liebenden schneller, als er zu hoffen gewagt. Das reiche Wissen, die tiefe Erkenntniß und Erfahrung des Apollonius ließen der Langenweile keinen Raum sich einzustellen; ebenso sinnreich, wie er belehrte, wußte er zu fragen. Mit feinem Verständniß ging er auf die Stimmung seines Gefährten ein und hatte bald herausgefunden, daß die Liebe, und zwar eine stille, unerwiderte Neigung, mehr als die bloße Theilnahme des Arztes an einem besonders merkwürdigen Fall, oder das Mitleid des Freundes, Marcus zu seinem ungewöhnlichen Schritte bestimmt hatte. Ueberall auf seinen Wegen waren bisher dem Wunderthäter gerade die Aerzte am feindseligsten entgegen getreten, die Einen aus Eifersucht über die glücklichen Heilungen, die er vollführte, die Anderen aus angeborener Abneigung gegen alles Uebernatürliche. Diesmal hatte sich die Sache gewendet; an seiner Kunst verzweifelnd hatte sich der Arzt an die geheimnißvolle Kraft des Magus gewandt.

Noch war es Marcus gelungen, sein Herz im Zaum zu halten; als er jetzt indessen von der Höhe des Weges die Zinnen Pompeji's bei der Klarheit der Luft schimmern sah, ergriffen ihn Heimweh und Sehnsucht nach der Geliebten mit ungestümer Gewalt. Es flimmerte ihm vor den Augen, und er bedeckte das Gesicht mit den Händen. Auch ohne daß er ein Wort hinzugesetzt, verstand Apollonius diese Geberde; mit einem Wink mahnte er seine Genossen zum Aufbruch.

„Wir sind bereit, Marcus," sagte er dann, „lange, ehe die Sonne untergeht, werden wir bei der schönen Saitenspielerin sein, und ihre Musik soll uns die Seele erleichtern. Musik ist die Sprache der Himmlischen, wo wir nur harte und dumpfe Laute hervorbringen können, strömen von ihren Lippen wohllautende Melodieen."

Seine zuversichtlichen Reden zerstreuten siegreich die Ahnungen und traurigen Gedanken, die in Marcus' Geist aufsteigen mochten. Rüstig schritt er den Weg weisend voran, die Hoffnung schien seinen Fuß zu beflügeln. Nach der Rast, die sie gehalten, wurde ihnen allen der Gang leichter; die mit Weinreben umwundenen Ulmen zu beiden Seiten der Straße, zwischen denen hier und dort eine einzelne Pappel majestätisch aufragte, boten ein wenig Schatten, der Wind, der sich im Westen aufgemacht, wehte Kühlung vom Meere ihnen zu. Da, bei einer Biegung des Wegs schimmerte eine Staubwolke vor ihnen, aus der es blitzte wie von glänzenden Waffen, und das Schnauben eines Pferdes, der Schlag seiner Hufe drang zu ihrem Ohr. Als darauf der Wind den Staub verjagt, sahen sie einen Reiter in Helm und Brustharnisch, auf schwarzem Rosse, eiligen Laufs daherkommen.

„Es ist ein Bote aus Pompeji," sagte Apollonius — und schon hatte Marcus den Reiter erkannt und bestürzt sich ihm genähert.

Es war Arminius, der kaiserliche Gladiator.

„Ich glaube, Du bist's," sprach er vom Pferde herab, „dem mich Clodius sendet, Marcus der Arzt."

„Ich bin's, und Du bringst mir eine schlimme Botschaft."

„Du siehst aus wie ein Mann, darum halte ich Dich nicht mit leeren Worten hin. Lydia die Saitenspielerin . ."

„Ist todt?"

„Als ich aus Pompeji fortritt, lebte sie noch, aber sie war schwach und bleich wie eine Sterbende. Boten auf Boten hat Dir Clodius Caepio seit der heutigen Frühe entgegengesandt, um Dich zur Eile zu spornen. Sie werden eines andern Wegs gegangen sein und Dich verfehlt haben; mich führte — nenn' es Glück oder Unglück! — mein Schicksal den richtigen."

Welche Schmerzen auch bei dieser Eröffnung das Herz des liebenden Mannes zerrissen, das Bewußtsein seiner Würde litt es nicht, ihnen vor so vielen Zeugen Ausdruck zu geben. Und diesmal war sein Wille stärker, als seine Empfindung. Nur seine Stimme zitterte leise, als er sich an Apollonius wandte: „Du hast es gehört, der unerbittliche Tod hat ihre Lebensfackel ausgelöscht. Ich weiß kaum, o Apollonius, ob ich Dich noch fernerhin bemühen darf, dem traurigen Schauspiel einer Bestattung beizuwohnen. Es ergreift uns ein Schauer und der tiefste Ueberdruß am Dasein, wenn wir die Vergeblichkeit unserer Bemühungen, die Nutzlosigkeit unserer Kunst erkennen. Ein so junges, ein so blühendes Geschöpf, hingerafft wie die purpurne Blume im Korn von der Sichel des Schnitters!"

„Wenn ich ihr nicht mehr sollte helfen können," antwortete Apollonius, „so bin ich vielleicht Anderen in Pompeji willkommen. Der Kranken und Elenden sind überall so viele, und der Schönen und Gesunden so wenige. Deine Jugend lasse sich die Nähe meines Alters gefallen. Das Schicksal zu wenden, vermögen selbst die Götter nicht, es zu ertragen und nicht unter ihm zu erliegen, ist die Tugend der Menschen. Uebrigens geht Deine Einbildung weiter, als die Kunde jenes Kriegers, wie mir däucht. Ich habe ihn nur schlecht verstanden, sprich Du mit ihm."

„Er ist ein Barbar aus dem Walde, in dem Varus starb," sagte Marcus, „tapferer, als die Löwen, mit denen er oft im Amphitheater gekämpft."

„Tapferer und gutmüthiger will mir scheinen."

Dies Letzte hatten Marcus und Apollonius griechisch gesprochen, und Arminius inzwischen Gelegenheit gefunden, vom Pferde zu springen und es einige Mal am Zügel langsam auf und ab zu führen. Mit neugierigen Blicken musterte er den Mann aus dem Osten. Als nun Marcus zu ihm trat und ihn aufforderte, während sie alle vorwärts schritten, zu erzählen, was er von Lydia's Zustande wisse, fragte er, statt jeder Antwort: „Ist dies der Wunderthäter, der sie wieder gesund machen sollte?"

„Ja, aber seine Hilfe kömmt zu spät."

„Warum, wenn er zaubern kann?" Und immer noch sein Pferd am Zügel ging er auf Apollonius zu. „Mann," sagte er, „ich weiß nicht Deinen Namen, noch wie ich Dich zu grüßen habe, aber Du siehst aus wie ein Weiser und ein Freund der Götter. Ich bitte Dich für die kranke Lydia, sie ist ein gutes Mädchen, und ihr Tod würde viele Menschen betrüben. Nie hat sie ein anderes Geschöpf gekränkt und verletzt, sie verdient es wohl, daß sich die Tapferen und die Weisen ihrer annehmen."

Mit einem Lächeln des Wohlwollens in seinem ruhig hoheitsvollen Antlitz vernahm Apollonius diese Anrede des deutschen Barbaren — Marcus vermittelte als Dolmetscher das Verständniß — und antwortete ihm: „Es steht dem Tapferen schön, Mitleid mit den Schwachen zu haben und für sie zu bitten. Dich aber, o Fremdling, scheint noch ein besonderer Grund dazu zu bewegen."

Arminius nickte mit dem Haupte: „Du sagst die Wahrheit. Vor allen Menschen muß ich mich bemühen, das arme Mädchen zu retten."

„Du?" rief erstaunt Marcus.

„Höre nur, und Du wirst mir Recht geben. Als sie im Garten des Mamilius wie todt hinfiel, und wir alle aufsprangen, ihr zu helfen, rief ein schwarzhaariges Mädchen, das an ihrer Seite gestanden — Du wirst sie kennen, Clodius nannte sie Jole — mir mit wildfunkelnden Augen zu: ‚Du bist ihr Mörder!'"

Und nun erzählte er, nicht ohne Schwierigkeit, da er mit der Sprache und dem Ausdruck zu kämpfen hatte, den Unfall, der dem Mädchen bei jenem Feste zugestoßen war, das die reiche Jugend Pompeji's ihm zu Ehren veranstaltet. Auf die weitere Frage des Arztes, in dem sich dunkel die Eifersucht zu regen begann, schilderte er in seiner treuherzig rauhen Weise sein Zusammentreffen mit der Saitenspielerin in der Villa der Kaiserin. „Das ist," schloß er, „bei dem Hammer Thor's und bei Baldur's Feuer die ganze Wahrheit. Nicht ein Haar habe ich ihr gekrümmt, und ihre Freundin schilt mich ihren Mörder! Wenn mir ein Mann dies ins Angesicht gesagt, so lebte er nicht mehr. Aber ein Weib. Was vermag der Stärkste gegen die Zunge eines boshaften Weibes?"

„Führte sie denn keine Gründe für eine so harte Beschuldigung an?" wandte Marcus ein.

„Gründe? Was willst Du? Vieles hat sie geschwatzt und geschrieen, wohl eine Stunde lang, nur war das zweite Wort noch toller, als das erste. Verlangst Du, daß ich mich um das müßige Gerede eines Mädchens kümmere? Ihr habt Schulen, um reden zu lernen, ich verstehe nicht die Zunge, nur das Schwert zu führen. Doch ihr beide werdet sie hören und vielleicht in dem Haufen Spreu ein Weizenkorn finden."

„Also empfindest Du doch von jener Anklage einen Druck im Herzen," sagte ihm Apollonius.

„Freilich! Bin ich von Stein? Es wurmt mich, daß ich mir unbewußt, an der Krankheit und dem Tode der schönen Lydia Schuld sein soll. Erhalte, rette Du sie dem Leben. Dann will ich aus ihrem eigenen Munde erfahren, was ich ihr Uebles gethan. Ihr habt hier zu Lande böse Götter, welche die Menschen blindlings ins Verderben stürzen, solch' ein Gott mag mich verfolgen. Aber es ist sehr feige, daß er nicht mich, sondern ein schwaches Mädchen angreift."

Wider Willen mußten Marcus und Apollonius über die wunderliche Rede des Barbaren lächeln.

„Hofft Du es denn besser, als ein anderer Sterblicher mit den Göttern aufnehmen zu können?" fragten sie ihn.

„Ich bin Wodan's Enkel," erwiederte hochmüthig Arminius, „und fürchte eure Götter nicht. Und jetzt laßt mich eins trinken, ihr habt noch volle Schläuche, und meine Zunge klebt am Gaumen."

Sie hatten während dieser Erzählungen und Wechselreden eine gute Strecke Weges durchmessen, und schon zeigten sich in der

Nähe in scharfen Umrissen die Zinnen und Thürme der starken neuen Mauer Pompeji's, das auf einer in Urzeiten durch einen Lavastrom des Vesuv entstandenen Erhöhung lag. Von allen Seiten stiegen die Straßen zur Stadt in mäßiger Steile an. Prächtigeren oder schlichteren Grabdenkmalen, welche in bestimmten Zwischenräumen am Wege sich erhoben, mit den Inschriften, die Liebe und Frömmigkeit der Ueberlebenden den Verstorbenen gewidmet, gingen sie vorüber. Alle in tiefem Schweigen, sei es, daß der Anblick dieser Denkmäler ihre niedergedrückte Stimmung noch vermehrte, oder daß in Vorahnung des kommenden Schrecknisses Herzen und Lippen verstummten. Keiner von ihnen allen wagte sich noch mit einer thörichten Hoffnung zu schmeicheln und die Rettung des unglücklichen Mädchens für möglich zu halten; Marcus machte sich im Stillen die bittersten Vorwürfe, die Geliebte verlassen zu haben: nur als Todte werden meine Augen sie wiedersehen, sagte er sich. O über die Blindheit unsers Verstandes, über die Armseligkeit unserer Berechnungen! Ich gehe, einen Wunderthäter zu holen, und beraube sie so der letzten Hilfe gegen den Tod! Wenn ich zugegen gewesen, vielleicht hätte meine Kunst sie noch einmal, noch für einen Tag gerettet! Nun hab' ich sie um den Freund und mich um ihren letzten Blick betrogen! In anderer Weise äußerte sich die Betrübniß des deutschen Kriegers. Nachdem er sich durch einen tüchtigen Trunk gestärkt, hatte er wieder sein Pferd bestiegen und ließ es langsam den Voranschreitenden folgen. Lässig hielt er die Zügel, sein Haupt war auf die Brust gesunken, und zuweilen seufzte er schwer. Weit ihnen voraus war Apollonius, sie hätten es nicht zu sagen gewußt, wie es gekommen, aber plötzlich stand er über ihnen auf einem Vorsprung des Weges, den sie mühsam im Sonnenbrand hinanstiegen. Sein weißes Gewand leuchtete um ihn wie eine glänzende Wolke, und in seinem Gesicht, das er ihnen zugewandt, spiegelte sich etwas Unerklärliches und Himmlisches ab. „Dort ist die Stadt," rief er, „ihr Thor ist gastlich geöffnet, kommt hinauf! Auf Erden gehen wir alle nur eine Weile unruhig hin und her, zuletzt nimmt uns alle der Schoß der Gottheit friedlich und stille auf. Nicht der Tod ist das Schlimmste, sondern die Eigensucht. Die Liebe aber überwindet den Tod."

Wenigstens trieb sie Marcus mächtig vorwärts, die Steile empor. Mit Apollonius zusammen schritt er durch das Thor. Ein Haufen von Männern und Weibern stürzte ihnen entgegen.

„Dich suchen wir, Marcus Agricola! Dich!" „Bist Du der weise Zauberer Apollonius?" „O komm und zeige Deine Kunst!" „Nein, nein, es ist zu spät! Bereite Dich auf Trauriges vor!" „Zur bösen Stunde gehet ihr bei uns ein!" „Ganz Pompeji trauert!" „Die schöne Lydia ist todt!" „Ist todt!" So riefen sie durcheinander.

„Lydia ist todt!" sagte Marcus und verhüllte das Gesicht mit dem Mantel.

Hinter ihm schnaubte das gallische Roß des Arminius. „Was habt ihr?" schrie der Reiter. „Lydia ist todt? Ich möchte euer ganzes Nest Pompeji ihr zum Scheiterhaufen anzünden!"

Ein unbeschreiblicher Tumult erhob sich, in die Klagen der Einen mischten sich die Verwünschungen der Anderen über den Ausruf des Gladiators. Diese drängten vorwärts, Jene wollten vor dem wild sich bäumenden Pferde zurückweichen.

„Schweiget Alle," sagte da Apollonius und streckte die Hand aus. „Wo der Tod eingetreten, da ist auch die Gottheit, und die Sterblichen haben schweigend ihre Nähe zu verehren." Wie der Neptun des Virgil, seinen Dreizack schwingend, die Wellen beruhigte, so besänftigte die Mahnung des Apollonius die tobende Menge. Als die Ruhe sich wieder eingefunden, das Gedränge sich getheilt, wandte er sich zu Marcus, der mehr einem Steinbild, als einem Lebendigen glich und sprach: „Führe mich zu dem Hause der Saitenspielerin." [2722]

(Schluß folgt.)

Die Heimath der Pflanzen.

Von **Paul Kummer.**

Im Kornfeld das bunte Völkchen der Kornblumen und hochrothen Klatschrosen, der lilaen Radel und anderer Feldblumen, daneben die Wiesen mit ihrem tausendfachen Geblüme, und in der Ferne die Pracht blühender Obstbäume, das Alles redet zu unserm Innern in heimathlicher Sprache. Traulicher und inniger, als alle tropische Pracht unserer Gewächshäuser heimelt diese in freier Gottesnatur bei uns prangende Pflanzenwelt uns an.

Das sind deutsche Blumen, deutsche Bäume, sprechen wir bei uns; von Kindheit auf haben wir sie gekannt. Darum verstehen wir sie innerlich und haben sie gern. Dabei denken wir gewöhnlich, daß sie auch das Auge unserer urältesten Vorfahren schon so sah, wie wir späten Enkel heutzutage; ja daß sie wohl am Tage der Schöpfung schon speciell hier wuchsen, als es hieß, „die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut", so daß sie zu unserm heimathlichen Erdstriche nach so ewigem Rechte gehören, wie der Berg, an dessen Fuß, wie der Fluß, in dessen Niederung sie wachsen.

Und doch ist das ein leidiger Irrthum. Der Kenner der Sache sagt uns: es sind allzumeist doch keine ursprünglich deutschen, bei uns heimischen Blumen. Sie sind hergewandert — zum Theil freilich vor grauen Jahrhunderten — aus fernen, fernen Ländern. Ja, auch Pflanzen können wandern, von Meer zu Meer, von Land zu Land, ganz wie die Menschenvölker, die aus Asien her Europa bevölkerten und aus Europa nach Australien und Amerika schifften und dort die Ureinwohner verdrängten, so daß künftige Geschlechter dort kaum mehr wissen würden, daß sie Fremdlinge sind, wenn nicht die Ueberlieferungen es sagten. Ganz so ist's mit den Pflanzen. Die sind durch die Naturverhältnisse, durch Wind und Wellen und durch geologische Umwälzungen zu uns hergeführt. Andere hat der Mensch von ihrem Schöpfungsherde weg aus Nützlichkeitsgründen in ferne Gegenden mitgenommen. Noch andere sind ihm ohne sein Wissen und Wollen auf dem Fuße nachgefolgt, sind ganz absichtslos mit eingeschleppt. Nur einige solcher Fremdlinge, die wir für eingeborne Pflanzen zu halten pflegen, während sie es erwiesener Maßen doch durchaus nicht sind, wollen wir auf einem Gange durch Fluren, Wald und Gärten einmal heraussuchen. Freilich nur ein kleiner Strauß soll es sein, aber groß genug für die Ueberzeugung, daß vielleicht gerade „das Schönste auf den Fluren" nicht ursprünglich zu unserm Grund und Boden gehörte.

Verlassen wir die Thore der Stadt. Die Saatenfelder, welche bis in die Ferne sich hindehnen, nehmen uns auf. Den schmalen Fußpfad, der sich durch das Aehrenmeer hindurchschlängelt, schlagen wir ein und freuen uns über die Gaben der Ceres, wie nicht minder über die blaue, rothe reiche Blumenwelt, welche dazwischen ihr munteres Spiel treibt. Der Landmann nennt sie Unkraut: die Rittersporen und Klatschrosen, Radeln, Lichtnelken, Kornblumen und Hederich. Aber für den Freund der Landschaft und jeden schlichten Wanderer sind sie ein unentbehrlicher Schmuck des Feldes, sie gehören zu uns so sehr, daß wir nicht im Stande sind, uns eine deutsche Markung ohne die reizende Feldblumenschaar vorzustellen. Und doch eine fremdländische Herkunft verrathen sie, wenn durch sonst Nichts, so doch schon durch ihre enge Vergesellschaftung mit den Saaten. Unter diesen ja nur fühlen sie sich wohl und sind außerdem gar nirgends zu treffen. Es ist dies aber allein schon Beweis, daß sie doch erst im Laufe der geschichtlichen Zeit zu uns gekommen sind, da wir aus sichern Thatsachen wissen, daß Roggen und Gerste, Weizen und Hafer in frühern Zeiten in Deutschland, ja überhaupt in Europa völlig unbekannt waren und aus dem Morgenlande, am wahrscheinlichsten aus dem armenischen Hochlande erst eingeführt wurden. Dort sind diese Getreidearten anfänglich, ehe die Cultur sie veredelte, Gräser gewesen, welche Wiesen bildeten. Aber schon wir kennen keine Wiese ohne Blumen, und wie bei uns die verschiedenen Grasarten einer Wiese ihren eigenthümlichen blumigen Einschlag haben, so werden die Blumen jener Wiesen eben die heutigen Feldunkräuter gewesen sein. Und diese sind den Getreidegräsern auch bei deren Cultur unzertrennlich verbunden geblieben. Sie waren eben von der Natur auf eine innige Freundschaft angelegt, und jene alte, zum Theil wirklich geheimnißvolle Genossenschaft hat in den europäischen Culturländern als ein rührendes Beispiel der Pflanzenfreundschaft sich so sehr fortgesetzt, daß wir uns ein Getreidefeld ohne die blumig eingewirkten Unkräuter gar nicht denken können. Aber Fremdlinge aus dem Morgenlande sind sie darum beide: die Getreideähren sammt ihren freundlichen Feldblumen.

Auch das Meiste, was sonst noch der deutsche Acker trägt, ist eingewandert. Dort der Flachs, dessen himmelblaue Blumenkrönchen durch ihre Menge wie ein zartes blaues Meer die Ackerparcelle überwogen, ist auch ein ausländischer Segen, ob er auch allerdings frühe schon bei uns eingeführt worden ist. Denn er war den ältesten Einwohnern in Deutschland schon ein Symbol der Götter: das Katzengespann der Frühlingsgöttin Freia (oder auch der Perchta oder Frau Holle) war mit Strängen von blühendem Flachs angeschirrt, und ihrem Schutze unterstellten die Frauen der alten Germanen sein Säen, Rösten, Hecheln und Spinnen. Anderntheils erzählt Grimm, daß er wegen seiner blauen Farbe dem Donar geheiligt war, und am Wodanstag (Mittwoch) hütete man sich, Lein zu säen, damit das Pferd dieses Gottes, der an diesem Tage seinen Umzug hielt, die Saat nicht zertrete. Auch entstehen die Feen aus der Flachsblüthe, und die Sagen von spinnenden Jungfrauen rühren aus den ältesten Zeiten her. Dennoch ist der Flachs bei uns nicht ursprünglich gewesen, nirgends ja wächst er auch wild bei uns, und wir haben seine Heimath gleicherweise im Morgenlande zu suchen. Dasselbe gilt von dem Hanf, der nachweislich aus Persien stammt, und so ließe sich sagen, daß alle rauhe oder köstliche Leinwand doch nur fremde Federn sind, mit denen wir uns kleiden; nur die schlichte Nessel, diese ehemals so sehr gebräuchliche Gespinnstpflanze, von deren Fasern man das feine Nesseltuch fertigte, dürfte kein anderes Land uns absprechen wollen.

Unser Auge blickt weiter über die Fluren. Lieblich duften die Rübsenfelder zu uns herüber, deren goldgelbes Blüthenmeer schon aus weiter Ferne sichtbar war; es ist uns ein Gruß von den Küsten Englands und Frankreichs. Die Hirse wurde, obgleich in Deutschland schon zu Tacitus Zeit gebaut und in viele alt-heidnische Erzählungen verflochten, aus Ostindien zu uns gebracht, von unsern Altvordern in sinniger Weise „Thautropfen" (herse) genannt um der zahllosen glänzenden Körner willen. Daneben liegen vor uns Felder mit weißblühenden Erbsen, Linsen, Wicken und der neuerdings so reichlich gebauten sattgelben Lupine. Aber so echt deutsch auch diese derben nahrhaften Hülsengewächse uns scheinen, so sind sie doch sämmtlich bei uns nicht heimisch. Unsere heidnischen Vorfahren kannten sie nicht, und erst später sind sie aus Italien, wo die alten Römer sie bauten und ehrten, zu uns gebracht; aber auch die Römer haben sie erst aus dem Morgenlande erhalten, und zwar scheint dort Kleinasien, besonders das pontische Gebirge ihre Urheimath zu sein. Alle diese Culturpflanzen hat aber seit dem Ende vorigen Jahrhunderts die Kartoffel überflügelt, dieser wie allbekannt erst unlängst zu uns gekommene Fremdling aus Peru, Virginien und Chile, den zuerst Walter Raleigh 1623 aus Virginien nach Irland brachte, von wo sie sich allmälig über Europa ausbreitete. Noch 1699 beschrieb der berühmte Botaniker Elsholtz die Kartoffel als eine merkwürdige und seltene Pflanze, die im kurfürstlichen Garten in Berlin angepflanzt sei; erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts begann ihr Anbau allgemeiner zu werden.

Wir verlassen das Feld und begeben uns in den Gemüsegarten. Ja, da ist Manches urdeutschen Ursprungs: die Mohrrübe, die gelbweiße Pastinake, der Kümmel haben ihre wildwachsenden Stammeltern noch überall an Wegen und auf Wiesen blühen und erzählen uns, was die Cultur aus denselben zuwege gebracht habe. Aber sonst ist auch fast Alles eingeführtes Gewächs aus fremden fernen Ländern. Die Petersilge erzählt uns von Sardinien, wo sie an rieselnden Bächen wild wächst, die Sellerie und der Meerrettig von dem Meeresstrande des nördlichen Europa. Ueberhaupt aus dem Norden ist Manches: aus Schweden der Schnittlauch, von England die Teltower Rübchen, von der englischen Küste der Kohl, aus dessen wilder Stammpflanze die gärtnerische Cultur alle unsere Kohlarten gezogen hat: den Grün- oder Braunkohl, den Weißkohl, den Wirsing oder Savoier-Kohl, den Blumenkohl, die Kohlrübe und den Kohlrabi. Aus dem südlichen Europa dagegen stammen der Fenchel, der dort auf den Felsen wächst, die Raute, die Poree, der Ampfer; und aus Italien besonders unsere angebauten Lippenblüthler: der Lavendel (Spike), die köstlich duftende Citronen-Melisse, das Pfefferkraut, ferner der Coriander und der Knoblauch. Im Mittelalter und meist schon zur Zeit der Völkerwanderung haben unsere Vorfahren das alles aus dem schönen Süden mit hergebracht, wo sie es sowohl wildwachsend als auch angebaut fanden. Andere grüne Schätze voll Arom und Wohlgeschmack verdanken unsere Gemüsegärten dem Morgenlande: Kleinasien, Persien, Indien:

„Der östlichen Gartenheimath,
Wo Specereien wachsen und duften."

Von da wurden zu uns hergebracht der Majoran, der Spinat, die gemeine Zwiebel und die ihr ähnliche Chalotte, vielleicht auch der Salat, mit voller Sicherheit aber unsere köstlichen Gurkengewächse, also die Gurke selbst, die Melone und der gewöhnliche Kürbis; der Flaschenkürbis dagegen stammt aus dem wärmeren Amerika, andere Sorten aus Japan u. s. w. Der Rettig weist uns nach China, die Gartenmelde nach der Tartarei, der als Salat jetzt häufig angebaute, aber auch als Zierblattpflanze gezogene mächtige Rhabarber nach dem nördlichen Asien. — Ja, die Schätze der ganzen Welt sind, insofern sie bei uns gedeihen, zu uns hergeführt. Fast lauter ausländische Genüsse sind es, die unsere Tafel bietet, selbst wenn nur der schlichte Kohl oder sonstiges Gemüse unser Mittagsmahl ausmacht.

Vielleicht stößt nun ein trauliches Blumengärtchen an die Gemüsepflanzungen, die wir durchwanderten. Wir sehen hier uns um, pflücken ein Sträußchen und lassen uns von den einzelnen Blumen desselben erzählen, wo auch ihre ursprüngliche Heimath liegt. Auch die Zierpflanzen, welche in stolzer Pracht unsere Beete zieren, sind ja vor Allem Kinder eines andern Welttheils, mit denen es unsere heimischen Blumen nicht aufnehmen können. Wir verachten die unseren darum aber nicht und sagen uns mit besonderer Freude, daß manche blühende Schönheit der Gärten auch aus unseren Wäldern und Wiesen in den Garten versetzt war, wo sie die veredelnde Hand des Gärtners kaum noch zu veredeln brauchte. Gewiß urdeutsch sind die Silberkelche des wohlriechenden Schneeglöckchens, massenhaft ja treffen wir diese anmuthigen Frühlingsblumen im März und April aller Orten in Deutschland in ganz entlegenen Brüchen und Walddistricten; nicht minder deutsch ist der prächtige aromatische Diptam, dazu der im Gebirge Mitteldeutschlands häufige rothe und gelbe Fingerhut, der stolze Türkenbund und die weiße Clematis. Auf unseren Wiesen blühen die Stammmütter der Ranunkeln und Goldknöpfchen, auf Felsen deutscher Gebirge der in heidnischer Vorzeit wegen seiner röthlichen Farbe dem rothbärtigen Donnergotte Donar geheiligte Hauswurz. Freilich die meisten ursprünglichen Blumen Deutschlands sind zu rührend klein oder unscheinbar für die Gärten, so daß die Vorzeit schon darauf dachte, die brennende Pracht, die üppige Fülle und den stolzen Pomp der Blumen anderer Länder anzupflanzen. Und wirklich aus allen Welttheilen sind die Blumen zusammengekommen, ja in dem geringsten Gärtchen finden sich Amerika, Afrika, Asien mit ihren verschiedensten Erdstrichen vertreten, und Europa hat aus dem Süden und Norden und von den Alpen her sein Bestes da versammelt.

Aus den Gärten der griechischen und römischen Vorzeit und somit geweiht durch uralte Vorliebe der Menschen sind aus dem Süden Europa's zu uns gekommen der Crocus, die Hyacinthen, die Meerzwiebel mit den himmelblauen Glöckchen, die Narcisse und Päonie, die sämmtlich unsere Frühlingsbeete zieren, dazu die Reseda, der Goldregen, die Lilie und der Goldlack, die Sommerlevkoje und der Gladiolus, dazu auch der Buchsbaum selbst, welcher die Beete lebendig umrahmt. Aus Aegypten wieder stammt die Reseda. Direct aber und geschichtlich nachweisbar aus dem Oriente haben wir die prächtigen Gartenmalven, den Mohn und die Kaiserkrone (aus Persien), und erst seit wenigen Jahrhunderten erhielten wir von da einige Schönheiten, die Mancher mit Sicherheit für einheimisch oder doch als längst eingeführt halten möchte. Das ist die Tulpe, welche, von den Syriern Tulipan genannt, unter diesem Namen 1562 von einem Gesandten Ferdinand's I. vom Hofe des Sultans über Constantinopel nach Europa gebracht wurde. Derselbe brachte auch von da zugleich das erste Reis vom köstlichen Flieder oder Lilac mit, ohne dessen lilae oder weiße Blüthensträuße wir den duftigen deutschen Frühling uns kaum noch denken können; von jenem Reis aber stammen nachweislich alle westeuropäischen Fliedersträucher ab. — Gehen wir weiter nach Asien hinein, so begrüßen wir Hindostan als die Heimath der hochroth blühenden Canna-Arten, der Balsaminen und des von Alters her bekannten starkriechenden Basilicum, vor allen aber der herrlichen bengalischen Rose, von der alle unsere Monatsrosen abstammen. In der Mongolei treffen wir die großen Astern wild und in Japan und China neben dem gelbblumigen Corchorus (der in allen Gärten befindlichen sogenannten japanischen Rose), dem Fuchsschwanz, dem Ricinus, dieser mächtigsten unserer sommerlichen Blattpflanzen, auch ein Juwel unserer Frühlingsgärten: die von rosenrothen zarten Kelchblättern eingeschlossene perlweiße Blume der Diklytra, welche wohl seit vielleicht erst drei Jahrzehnten bei uns ist und unter dem treffenden Namen des „fliegenden Herzens" doch schon alle Herzen eroberte, selbst in dem kleinsten Garten sich eingebürgert hat und vor jedem Blumenfenster in Töpfen gezogen wird.

Wenn nun aber Australien mit seinen Mimosen, Casuarinen, Encalypten, Melaleuken, Proteaceen und anderen Typen, und ebenso Afrika vom Cap der guten Hoffnung mit den Eriken, Pelargonien, Eiskräutern und Liliengewächsen mehr den Reichthum der Topfculturen bei uns vermehrt haben: so ist Amerika um so mehr die Blumenspenderin unserer schlicht bürgerlichen Gärten geworden. Aus dessen Süden und aus Mittelamerika haben wir nicht nur für die Felder den Tabak, den Mais und die Kartoffel, nein auch für unsere Gärten als Zierde die weißblüthige köstliche Akazie, die Sonnenblume, die tagschlafenden und nachtblühenden prächtigen Jalappen und Nachtkerzen; — aus Peru und Chile Fuchsie, Heliotrop und die jetzt in keinem unserer Gärten fehlenden Tropäolen (spanische oder Kapuzinerkresse); — Mexiko und Nordamerika verdanken wir fast die ganze große herrliche Schaar der spätsommerlichen Vereinsblüthler, ohne die unsere Gärten im Herbste blumenleer und öde sein würden: Mexiko gab uns Goldruthen, kleinblumige Astern und die sonnenblumigen rosa und orangefarbenen Rudbeckien; — Nordamerika die hochfarbigen Zinnien und gelbbraunen Sammetblumen. Ebenfalls aus Nordamerika kam das schlangenzweigige Pfeifenkraut, jenes mächtige Schlinggewächs der dortigen Wälder, das unsere Lauben so schattig übergrünt; und eben von da die besten anderen unserer Schlingpflanzen. Vor Allem aber die wunderbare Königin der Herbstflora, die stolze Georgine, hat ihre Heimath in Amerika, von wo sie durch einen Professor der Botanik zu Mexiko 1789 in den botanischen Garten zu Madrid eingeführt und Anfangs zu Ehren des schwedischen Botanikers Andreas Dahl die Dahlie genannt wurde. Erst als sie Humboldt als Samen wieder aus Mexiko mitbrachte, erhielt sie zu Ehren des Petersburger Naturforschers Georgi den Namen Georgine, und als es vor etwa erst 30 Jahren auch gelang, sie gefüllt zu haben, ist ihr der Sieg über alle anderen Herbstblumen gesichert.

Zwischen allen diesen Ausländern paradiren ebenbürtig an Schönheit aber auch europäische Zierblumen. Vor Allem den Alpen verdanken unsere Gärten manchen Schmuck. Das zierliche Jehovahblümchen, eine Steinbrechart, in dessen röthlich gesprenkelten Blümchen die Volksphantasie die hebräischen Schriftzüge des Namens Jehovah zu erkennen glaubte, den Gartenrittersporn, besonders den blauen Eisenhut. Diesen letzteren echten Alpen-

bewohner habe ich z. B. in der Schweiz als charakteristische Pflanze der Höhenregion der Sennhütten und meist als deren blumige Umgebung getroffen. Und ebenfalls aus den Alpen stammen die meisten Nießwurze, welche als imposante Frühlingsblumen in unseren Gärten erblühen. Und sie alle fühlen sich in dem umfriedigten kleinen Gartenraume bei uns so gedeihlich und glücklich, als hätte ihr Geschlecht nie die freien Höhen des Alpengebirges gekannt, und als wären sie nie berufen gewesen, in den Felsenritzen zu haften und kühn auf den schwindelnden Abhängen zu wachsen.

Es ließe sich mit Leichtigkeit die Zahl der schönen Fremdlinge unserer Gärten noch reichlich vermehren. Ich könnte auch noch eine Menge, besonders aus der Zahl unserer Feld- und Gartenunkräuter, unserer Dorfstraßen- und Schuttpflanzen nennen, welche durch Auswanderungen von Menschen oder durch Kriegszüge aus fernen Gegenden mit her verschleppt sind, wie etwa den giftigen Stechapfel, der nachweislich im 15. Jahrhundert durch die Zigeuner, diese Parias Indiens, aus Asien zu uns kam und nun überall wächst; oder wie das Berufungskraut, das durch die Ausstopfungsmassen eines Vogelbalges erst im vorigen Jahrhundert aus Amerika zu uns kam und nun unser gemeinstes Unkraut ist. Ich könnte ferner erzählen, wie die Pflanzen die Flüsse abwärts noch immer bei uns wandern, und so z. B. unsere Elbgegenden einen großen Theil der böhmischen Gebirgsflora aufweisen. — Aber der Strauß würde für Leser und Leserin zu groß, als daß sie ihn noch halten könnten.

Ich denke aber, daß nach dem Gegebenen der Blick auf Feld und Garten schon ein anderer sei, und daß es dem sinnigen Naturfreund vorerst genüge für eine geographische Betrachtung der liebenswürdigen Blumenwelt. Jede Blume aber, die da wächst, hat eben ihre eigene geheimnißvolle Geschichte, und je mehr wir davon wissen, desto mehr verstehen wir sie selber.

Damit dürften die Angaben ihrer Herkunft und ihrer Wanderungen selbst aber für den Ungelehrten eine überaus interessante Gelehrsamkeit sein.

[2741]

Die Namen der Wochentage.

Von Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld.

I.
(Schluß.)

Aus dem Sonntag Rogate, dem „Sonntag vor den Kreuzen", welcher der Bet-, Kreuz- oder Gangwoche vorangeht, hat man in England den Rogation-Sunday, in Schweden den Bön-Söndag (Betsonntag), in Böhmen den Bittsonntag, und aus dem Sonntag Judica, der früher auf Lateinisch auch dominica passionis, Leidenssonntag, hieß, in den Niederlanden Passie-zondag, auf Island Passions-sunnudagr, in Frankreich dimanche de la Passion gemacht.

Ebenso ist der deutsche Dreifaltigkeits-Sonntag und der schwedische Trefaldighets-Söndag eine wörtliche Uebersetzung des lateinischen dominica Trinitatis, und der vlämische Toogdag (der Augentag) gleichbedeutend mit dem Sonntag Oculi.

Der Sonntag vor Pfingsten, nach seinem Meßeingang Exaudi genannt, heißt bei den Czechen der Königssonntag (králova nedèle), weil an ihm das Königsspiel beginnt, das vielfach an die Umzüge des Mai- oder Blumengrafen in Norddeutschland und Schweden, des Maikönigs in Schwaben, des Lattichkönigs in Thüringen, des Wasservogels in Baiern und der Pinxterbloem in Holland erinnert, deren Schilderung das „Festliche Jahr" (Leipzig 1863)*) enthält.

Auch der vlämische Name Sternsonntag (Starzondag) für den Sonntag vor Epiphania bezieht sich auf die in jener Zeit üblichen Umzüge der drei Könige mit dem Stern, und die czechische Benennung Fuchssonntag für den ersten Fastensonntag beruht auf dem Umstand, daß wie anderwärts die Maus oder das Eichhörnchen, so bei den Czechen der Fuchs als der Spender der Zähne angesehen wird.

Damit daher die Kinder nicht an Zahnweh leiden, backen ihnen die Mütter am Abend vor dem Fuchssonntag heimlich Brezeln, hängen sie reihenweise im Garten an Bäumen auf und sagen des Morgens, der Fuchs habe sie gebracht. Jedes Kind muß nun im Garten ein Gebet verrichten, ehe es die Brezeln nehmen und essen darf, und wenn es einen Zahn verliert, muß es denselben unter freiem Himmel hinter sich über den Kopf werfen, indem es dabei spricht:

„Da hast du, Fuchs, den beinernen, gib mir für ihn einen eisernen."

Nicht minder hat der Volksglaube der Czechen, daß wer am dritten Fastensonntage niest, das Jahr über nicht krank werde, ihnen Veranlassung gegeben, diesen Tag den Niessonntag zu nennen, und der katholische Brauch der Osterprocessionen ließ sie, gleich den Slovaken, den Sonntag nach Ostern als Processionstag bezeichnen.

Anderwärts wird derselbe, analog dem lateinischen dominica in Albis, der weiße Sonntag genannt, weil ehemals die zu Ostern neugetauften Christen an diesem Tage ihre weißen Gewänder ablegten, die sie zum Zeichen der Unschuld die Osterwoche hindurch trugen. Nur in mehreren Gegenden Deutschlands führt der erste Sonntag der Fastenzeit den Namen weißer-, wißer oder weizzer Suntag, während man in England, Island und Norwegen unter dem weißen Sonntag (englisch Whit-Sunday, isländisch Hvítsunnadagr oder Hvítasunnudagr, norwegisch Kvitsunndag) den Pfingstsonntag versteht, den die Lithauer, Russen, Kleinrussen und Polen als grünen Sonntag bezeichnen.

Goldner Sonntag heißt am Lechrain in Baiern blos der Sonntag, auf welchen ein Frauentag oder Fest zu Ehren der heil. Jungfrau Maria fällt, in vielen anderen Gegenden aber der Sonntag Trinitatis, der besonders in Thüringen in hohen Ehren steht. Kinder, am Güldensonntag geboren, gelten für Glückskinder, die weise werden und Geister sehen können.

An manchen Orten wird auch der erste Sonntag nach jedem Quatember der „goldene Sonntag" genannt, weil die Quatember oder vier Zeiten des Jahres (quatuor tempora), welche bereits Papst Calixtus I. um 224 zu allgemeinen Buß-, Bet- und Fasttagen bestimmt hatte, ehemals den Namen Goldfasten trugen.

Im Berner Oberland pflegt man den Sonntag vor dem Aufzug in die Alpen den Aelpler-Sündi, in Appenzell den Sonntag nach Bartholomäi (24. August), an welchem früher alle Leinwand eingeliefert sein mußte, die zum Bleichen bestimmt war, den Bleichsonntag (Blächasonntig) und im Limburgischen den Sonntag nach Ostern, welcher die österliche Beichtzeit schließt, den Müller-Sonntag (Mulders-zondag) zu nennen, weil man den Müllern spottweis nachsagt, daß sie so spät als möglich zur Beichte gehen.

Als Bauernsonntag wird in Nördlingen der zweite Sonntag nach Trinitatis, in Leipzig der Sonntag vor der Zahlwoche jeder der beiden Hauptmessen bezeichnet, an welchem der Zudrang des Landvolks zu der Messe am größten ist, und der Altweibersonntag fällt in Ypern auf den Sonntag Oculi, aber in Furnes auf den zweiten Sonntag nach Ostern. Die Benennung selbst verdankt ihren Ursprung einem Volksgebrauch, indem die Kinder mit einer Puppe in einem verdeckten Korbe, welche ein altes Weib vorstellt, singend von Haus zu Haus ziehen und Gaben einsammeln.

Ebenso rührt in Brügge und Kortryck der Name Männchensonntag für Fastnachtssonntag von der Gewohnheit her, in den drei letzten Tagen des Faschings die Personen, nach denen der betreffende Tag benannt ist, irgendwo einzuschließen und nicht eher wieder freizulassen, als bis sie ein Geschenk versprochen haben.

Die Kirche hat, wie bekannt, die Sonntage des Jahres, um sie zu unterscheiden, meist nach den lateinischen Meßeingängen benannt. Daher finden wir einen Sonntag Exaudi (6. Sonntag nach Ostern) und einen Exaudi domine (5. Sonntag nach Pfingsten), einen Sonntag Omnes gentes (7. Sonntag nach Pfingsten) und einen Omnis terra (2. Sonntag nach Epiphania), einen Sonntag Respice domine (13. Sonntag nach Pfingsten) und einen Respice in me (3. Sonntag nach Pfingsten), einen Sonntag Gaudete (3. Adventssonntag) und einen Vocem jucunditatis (5. Sonntag nach Ostern), einen Sonntag In excelso (3. Sonntag nach Epiphania) und einen Memento (4. Adventssonntag), einen Sonntag Misericordias domini (2. Sonntag nach Ostern) und einen Miserere mei (16. Sonntag nach Pfingsten), und so viele andere.

Die Sonntage nach Epiphania reichen bis zum Sonntag Septuagesimae, mit dem das siebzigtägige Fasten vor Ostern begann, ehe der Anfang desselben vom Papst Gregor auf den Aschermittwoch verlegt wurde. Dann folgen die sechs Fastensonntage bis zum Ostersonntag, und diesem wiederum sechs Sonntage nach Ostern bis zu Pfingsten.

Dem Weihnachtsfeste gehen die Adventssonntage voraus, deren Zahl je nach Zeiten in den einzelnen Ländern verschieden war. Der heilige Hieronymus zählte, wie die griechische Kirche noch jetzt, fünf, der heilige Ambrosius sechs, und Papst Gregor setzte die Dauer der Adventszeit in der ganzen katholischen Kirche auf vier Wochen fest.

Die Sonntage bis zum ersten Adventssonntag zählen die Griechen und römischen Katholiken von Pfingsten, die evangelischen Christen vom Sonntag Trinitatis an, so daß der erste Sonntag nach Trinitatis bei den Katholiken der zweite nach Pfingsten genannt wird u. s. w.

Nur pflegen die Anhänger der griechischen Kirche auch häufig die Sonntage nach Kreuzerhöhung (14. Sept.) als Lukassonntage und die vor derselben als Matthäussonntage zu bezeichnen, weil an den ersteren der Text dem Evangelium des heil. Lukas, an den letzteren aber dem des Matthäus entnommen ist, und manche Sonntage werden von ihnen kirchlich anders benannt, als von den römischen Katholiken und den Protestanten, indem z. B. bei ihnen der Sonntag Samaritani nicht wie in Deutschland den vierten, sondern den fünften Sonntag nach Ostern, und der Sonntag Paralytici statt des dritten den vierten Sonntag nach Ostern bedeutet.

[2732]

*) Anmerkung der Redaction. Ein vortreffliches, empfehlenswerthestes Buch vom Verfasser des obigen Artikels.

Alexander Dumas, geb. 24. Juli 1803, gest. 5. December 1870.

Alexander Dumas.

Anknüpfend an den jüngst veröffentlichten Artikel „Ein Besuch bei Alexander Dumas", bringen wir heute das Porträt des Verstorbenen.

Alexander Dumas ist der Schöpfer des modernen historischen Romans in Frankreich und viele Jahre hindurch der Gebieter auf seinem Felde gewesen, nachdem er vorher die französische Bühne beherrscht hatte. Sein riesiges Erzählertalent schlummerte und zeigte sich nur hie und da in einzelnen Anklängen, während er die Welt durch eine unaufhörliche Fluth von Theaterstücken, Dramen, Komödien, Vaudevilles und Melodramen in Erstaunen setzte. Seine Schöpferkraft schien ebenso unversiegbar, wie seine Arbeitskraft. Meister in den Effecten, besaß er eine nie die Wirkung verfehlende Bühnenkenntniß. Alle vier Wochen trugen die Pariser Boulevards Anschlagzettel mit neuen Dumas'schen Stücken. Sollen wir an seine historischen Dramen: „Henri III. et sa cour", an seine Trilogie, welche das Leben der schwedischen Christine behandelt, „Stockholm, Fontainebleau et Rome", an sein grandioses Tableau „Napoléon" erinnern? Sollen wir von „Antony", von „Térésa", von „Angèle" sprechen; die lange Reihe von Melodramen herzählen, welche Dumas für die französische Bühne geschaffen hat und die er mit dem kolossalen „tour de Nesles" einführte; oder sollen wir an seine Komödien „Kean" und „les Demoiselles de St. Cyr" erinnern? Den Dramatiker Alexander Dumas kennt die Welt ebenso, wie sie den Romanschriftsteller Alexander Dumas kennt. Er ist der Vater des jetzigen historischen Romans in Frankreich geworden, nachdem er als der Schöpfer des historischen Dramas aufgetreten war. Wer hat nicht seinen Roman „Monte Christo", den Roman „Josef Balsamo", der die ganze Revolutionsepoche umfaßt, an welchen sich die Fortsetzungen „das Halsband der Königin", „Gilbert" und „Ange Pitou" knüpfen, oder seine „drei Musketiere" gelesen, diese riesige Production, deren „Fortsetzungen" gar kein Ende nehmen? Nur mit einem Kataloge der Dumas'schen Schriften könnte man Bogen füllen, zusammen würden sie tausend Bände umfassen. „Einen beinahe ewig sinnenden und sprudelnden Geist mit einer unerschöpflichen Erfindungsgabe nennt ihn Eduard Schmidt-Weißenfels in seinem trefflichen Werke: „Frankreichs moderne Literatur seit der Restauration", welchem die Werkzeuge seiner Hände nicht zu genügen scheinen, um seiner beflügelten Phantasie nachzukommen. Welcher Autor hat jemals, wie er, über tausend Bände Romane, Novellen, Fragmente, Theaterstücke und Poesien geschrieben! Die Thatsachen machen es glaublich, aber dennoch schwer begreiflich, umsomehr, als keine einzige der Dumas'schen Productionen gehaltlos, geistesarm, fade oder langweilig ist; kein einziges seiner Werke trägt den Stempel jener gigantischen Fruchtbarkeit, bei welcher Jeder zuletzt annehmen müßte, daß der Autor sich ausgeschrieben habe. Noch wunderbarer erscheint es, wenn man Gelegenheit gehabt hat, jenen genialen Mann arbeiten zu sehen. Auf einer Reise nach Brüssel mit ihm hatte ich Gelegenheit, einige Proben davon zu erhalten. Alexander Dumas trug ein Album mit Papier in seinem Koffer, eine Partie Stahlfedern in seiner Westentasche und den Federhalter im Portefeuille. Sobald wir im Gasthof angekommen waren, setzte sich Dumas hin und arbeitete sechs bis sieben Stunden zum Zeitvertreibe, wie er sagte, wöchentlich einen Band; er schrieb damals noch an der Fortsetzung seiner „drei Musketiere". Dabei ging er wie ein amerikanischer Pflanzer gekleidet, in weiten Nankingpantalons, buntem Hemde und lackirten Schuhen. Von großer und kräftiger Statur, mit dichtem, hochstehendem Haar und feurigem Creolenblick, macht dieser Mann einen persönlichen Eindruck, der ihn gleich einem jener orientalischen Mährchenerzähler erscheinen läßt, die wie in Tausend und Einer Nacht niemals zu Ende kommen mit ihren Geschichten und aus der Frucht einer Erzählung den Keim zu einer neuen herausnehmen."

Unsere Fehde mit Frankreich, deren Brandung den letzten Todesseufzer eines der bedeutendsten Schriftsteller übertoste, hält uns nicht ab, gerecht zu sein und auf das Grab dieses Alexanders den Kranz für friedliche Siege, Siege, welche auf diesem Felde fast ohne Gleichen sind, zu legen.

[2744]

Gebirgs-Idyllen.

Von Georg Belly.

Scharf und leuchtend heben sich die gezackten schneeigen Alpen-Profile von dem klarblauen Aether ab; die Juni-Sonne breitet ihren lachendsten Schimmer über die weich-grasigen Triften und küßt auf den Scheitel der ragenden, stillen Berge ihren goldigsten Kranz. — Liebe, frische, so großartig erhabene und doch so traulich anheimelnde Alpenwelt! — Dort über den Gebirgspfad, der sich dicht an dem steilen Abhang fortschlängelt, in dessen schattiger Tiefe der schäumende Bach brodelt und zischt, klettert eine aus drei Personen bestehende Gesellschaft; zwei blühende junge Mädchen in elegant-comfortabler Reisetracht, augenscheinlich Schwestern, und hinter ihnen ein ältlicher Herr, die Feder am Gebirgshut, den landesüblichen Alpenstock in der Hand, sonst aber nicht gerade mit einer Miene ausgerüstet, welche die Devise: „o welche Lust gewährt das Reisen" besonders wiedergespiegelt hätte. Herr Weigerle läßt einen umsichtigen Menschenkenner sofort auf die Vermuthung gerathen, daß er eine mehr sitzende Lebensweise aller Seligkeit des Wanderns bei weitem vorziehen würde. — Herr Weigerle hat überhaupt mit seinen beiden Töchtern wenig gemein, während diese mit ihren zierlichen Füßchen wie Gazellen über den steinigen Boden klimmen, darf Herr Weigerle auch nicht den geringsten Anspruch darauf erheben, an jene graziösen Thierchen zu erinnern. Seine watschelnde Beweglichkeit hat vielmehr Etwas von den beliebten anderen Bewohnern zoologischer Gärten, die in einer tiefen gemauerten Grube zu residiren und an einem in der Mitte derselben angebrachten Kletterbaum empor zu keuchen pflegen, um grunzend und dankbar in Empfang zu nehmen, was

die ergötzten Zuschauer an Brod, Aepfeln, Knabenmützen und Sonnenschirmen in den Bereich der zottigen Vierfüßler bringen. „Lucie, um des Himmels willen," ächzt er dem schlanken Mädchen nach, das funkelnden Auges in die herrliche Landschaft blickt, „Lucie, renne nicht so entsetzlich. Dein Papa ist ja doch am Ende kein professionirter Schnellläufer!" Aber Luciens niedliche Schuhe hüpfen erbarmungslos weiter über das knisternde Geröll und überlassen es den respectablen Gamaschen des Papa Weigerle, ihnen, so gut es geht, nachzuschweben. „Wanda," fleht nun Weigerle seufzend seine zweite Tochter an, „Wanda, ist denn jede Pietät für Deinen unglücklichen Vater in Deiner Seele erloschen! Du stürmst ja über Stock und Stein wie ein rasender Ze—." Herr Weigerle hatte Zephyr sagen wollen; er besinnt sich aber noch im letzten Augenblick auf die Achillesferse seines Vergleiches und nimmt zum passenderen „Orkan" seine Zuflucht. Aber auch Wanda ist wenig geneigt, den väterlichen Klagetönen ein williges Ohr zu leihen; den Alpenstab mit dem Händchen umklammernd, eilt sie über den schmalen Pfad vorwärts, den wehenden Schleier fester an den Hut nestelnd. Papa Weigerle's sonst so mildes Gemüth verbittert sich zusehends und unwillig knautscht er die Krämpe des Reisehutes mit der kecken Feder! Trübe Gedanken bemächtigen sich seines Innern, und die Sehnsucht trägt ihn im Geiste heim nach der friedlichen, bequemen Garten-Villa, die er in Burghausen bewohnt und in der er über gar keine Felsspalten zu klettern und über gar keine Wasserfälle zu rutschen braucht! Abends dann der Weg nach dem Casino bietet auch keine sonderlichen Boden-Schwierigkeiten, und beim linden Rauschen der Ecarté-Karten läuft man vollends keine Gefahr, in den ersten besten Abgrund zu spazieren! Das alles schwebt auf Minuten in rosigster Beleuchtung Weigerle's leidender Seele vor, und in gepreßtem Ingrimm wünscht er die ganzen Alpen auf den höchsten Berg! Die kleine Gesellschaft ist inzwischen an den Ausgang der Schlucht gelangt, der einen prächtigen Fernblick auf die Gegend gestattet! Lucie und Wanda beschließen, hier eine Viertelstunde zu rasten, ein Gedanke, der Weigerle, als er ihn bei seiner endlich erfolgten Annäherung vernimmt, in Etwas mit der bösen Welt aussöhnt. „Sieh, theurer Papa," ruft Lucie, mit der Hand in die blaue Weite deutend, „dort jene eckige Spitze, das muß der Schuttstein sein, und gleich daneben die am Gipfel wie eingeschnittene Höhe, das ist gewiß der Donnerfels!"

Weigerle war, obgleich sich seiner Stimmung eine mildere Anwandlung bemächtigt hatte, immer noch nicht in der Lage, die Schuttsteine und Donnerfelsen mit besonderer Hochachtung zu begrüßen. Er neigte nur zerstreut sein Haupt und dachte daran, wie oft heute Abend wohl im Burghausener Casino der Gerichtsrath beim Ecarté den König umschlagen würde.

„Reiche mir das Buch, liebe Wanda," bat Lucie und nahm aus der Hand der Schwester einen eleganten Goldschnittband. Weigerle's Blick, der — wie gesagt — nach und nach eine lichtere Färbung angenommen hatte, verdunkelte sich blitzschnell beim Aufschimmern des Goldschnitts, und mißtrauisch folgte er den Augen Luciens, die emsig in dem Bande hin- und herblätterte. Es war, das sah man, kein Reisehandbuch im eigentlichen Sinne des Wortes, kein Grieben, Berlepsch oder Bädeker, aber Weigerle haßte es mehr, als er zehn Auflagen der ganzen übrigen Reise-Literatur zu hassen vermocht hätte. Verrathen wir dem Leser den Titel des Goldschnitt-Buches: Gebirgs-Idyllen, Bilder und Stimmungen aus dem Hochlande von Erna Azuria. Ja, hinter diesem unschuldvollen Namen barg sich für Weigerle Schauerliches, denn jenem Buche zu Liebe überwanden seine Töchter die unzugänglichsten Pfade, die schwindel-erregendsten Stege, nur um die Plätze, die Matten, welche die gefeierte Erna Azuria so lebendig und bezaubernd geschildert, aus eigener Anschauung kennen zu lernen und mit den poesie-durchgeistigten Copien der Schriftstellerin zu vergleichen! Leider war es Weigerle längst aufgefallen, daß Erna Azuria für die unbequemsten und mühsamsten Passagen eine besondere Zärtlichkeit an den Tag legte, ohne einem weniger romantischen Touristen, wie Weigerle, der nothgedrungen den Turnfahrten seiner holden Sprößlinge nachstolpern mußte, irgendwie greifbaren Ersatz zu bieten. Weigerle rief sich Bädeker ins Gedächtniß, in dessen rothlederner Gesellschaft er einst eine Rhein-Reise gemacht hatte. Ja, wie vortheilhaft präsentirte sich dagegen der Bädeker; der hatte doch von Zeit zu Zeit auf irgend ein wohlausgeführtes Gasthausschild „zum durstigen Riesen" oder „zur ewigen Tonne" aufmerksam zu machen gewußt; aber Erna Azuria kannte nur dämonische Schluchten, elegische Thäler, weinende Tropfsteingrotten! Das eben war der Grund von Weigerle's weltzerfallenem Alpenhaß! Mit schlecht verhehlter Besorgniß schielte er auf Lucie hin, die in Gemeinschaft mit der Schwester die gefürchteten Goldschnittseiten durchflog! Weigerle beschlich die kummervolle Ahnung von neuen Extratouren, die seinem gequälten Ich bevorstanden, und jene Ahnung sollte ihn nicht trügen!

„Gewiß, Lucie," sagte Wanda, mit den hübschen Fingerchen über die Zeilen huschend, „gewiß, wir können kaum eine Stunde Weges vom Falkenthal entfernt sein; dort links der Pfad, der sich wie eine Wendeltreppe um den Felskegel windet, muß uns ans Ziel führen!"

„Eine Stunde Weges, Du hast Recht; weiter kann es auf keinen Fall sein," nickte zustimmend Lucie, das Fernglas nach der angegebenen Richtung lenkend.

Wendeltreppe und Felskegel, diese beiden Drohrufe waren hinreichend, den letzten Rest von Lammesmilch aus Weigerle's Seele zu tilgen.

„Aber Kinder, ich beschwöre euch, wollt ihr mich denn mit aller Gewalt in die Grube bringen. Bei der Hitz' heut' noch weiter die Kreuz und Quere kraxeln — das halt' ein Anderer aus! Ich möcht' was drum geben, wenn ich erst wieder auf der regulären Landstraß' in einer anständigen Post-Kalesch' säß', und ihr wollt immer weiter in die Wildniß hinein!"

„Papa," warf Lucie begütigend dazwischen, „wir können doch unmöglich, da wir einmal so weit sind, umkehren, ohne das Falkenthal zu sehen, ohne die Hexenmühle, den Teufelsteich und das Höllenplateau kennen zu lernen?"

„Nein, Papa," entgegnete eifrig auch Wanda, „es wäre unerhört, wenn wir den Schauplatz jenes rührenden Ereignisses nicht betreten sollten, das in den Gebirgsidyllen hier so entzückend schauerlich, so himmlisch schrecklich geschildert ist!"

„Ja," fiel Lucie ein, „die Stätte jener so unendlich ergreifenden Geschichte, die Erna Azuria aus eigenen Erlebnissen erzählt; die Hexenmühle, in welcher der Schlangen-Toni, der verwegene Wildschütz, des Müllers Tochter, die blasse Lisbeth, mit Lebensgefahr aus dem drohenden Räderwerk gerettet hat; dann den Teufelsteich, in welchem die trostlose Lisbeth den Tod gesucht, nachdem die Hartherzigkeit des Vaters ihr die Vereinigung mit dem Geliebten verweigert, und endlich das Höllenplateau, von dem aus der Schlangen-Toni, als er vom Ende seiner Lisbeth erfahren, in die gähnende Tiefe gesprungen ist."

Luciens Wangen glühten, als sie sprach, und Wanda umklammerte mit dem einen Händchen Erna's Goldschnitt, während sie mit dem anderen eine kleine Thräne zerdrückte, die in den allerliebsten Wimpern zitterte.

Gebirgs-Idyllen. Zeichnung von Jos. Munsch.

Herrn Weigerle war es absonderlich zu Muthe geworden; vor seinen Augen tanzten Hexenmühlen, Schlangen-Tonis und blasse Lisbeths in unergründlichem Wirbel umher, während Erna Azuria Wagner's Walkürenritt auf dem Klavier dazu spielte. Eins nur war ihm völlig klar, daß jeder längere Widerstand seinerseits die Expedition zwar bis zum Aufgang des Abendsternes zu verzögern, nimmermehr aber ganz zu vereiteln im Stande sein würde! Er entschloß sich daher, die Sache vor dem Aufleuchten des genannten Gestirns abzuwickeln, um mit seinem keuschen Schein womöglich den Einzug in den Ruhehafen eines soliden Gasthauses halten zu können. — Nur zu einem schwachen strategischen Kunstgriff noch wollte er als zum letzten Rettungsanker greifen. „Mädels," begann er mit gebrochener Stimme, „am Ende ist die ganze Geschichte mit dem Schlangen-Toni eine erfundene Fabel, und ihr plagt euch und mich ganz unnütz ab!" —

Weigerle hätte nicht unglücklicher operiren können; Lucie und Wanda protestirten mit gerechter Entrüstung, der Goldschnitt wurde mit Inbrunst an die empörten Herzchen gepreßt, Papa Weigerle sah sein Spiel hoffnungslos verloren. —

„Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf," raunte ihm eine vergilbte classische Reminiscenz höhnisch ins Ohr, und auf und davon ging es über die Wendeltreppe, die sich zu Weigerle's Verderben um den bewußten Felskegel wand!....

Ich will dem freundlichen Leser die Schilderung der Qualen ersparen, die Weigerle's Seele während der nächsten drei Stunden

durchfolterten. Ja wohl, nicht eine, wie Lucia gehofft, nein drei volle Stunden hatte aufs neue der väterliche Pilgermarsch gewährt, und noch immer wollte dem Aermsten nicht, wie weiland Columbus, der tröstende Ruf „Land“ ertönen; nach und nach gerieth er im stumpfen Brüten auf die Vermuthung, Erna Azuria müsse ihre Wegmaße in Siebenmeilenstiefeln ausgemessen haben, und kopfschüttelnd lächelte er wie tiefsinnig vor sich hin!

Da plötzlich, als der Weg um eine Bergkante lenkte, stieß Lucie ein erfreutes „ha“ aus; Wanda secundirte ihr, und selbst Weigerle nahm einen Anlauf zu einem Jubelschrei; doch umsonst, nur ein unmelodisches Krächzen entrang sich seiner bemitleidenswerthen Brust!

„Dort, Wanda, sieh dort,“ rief Lucie, „die abgeplattete Felskuppe und daneben die ruhigen-Fluthen des Bergsees; — kein Zweifel, wir sind am Ziele unseres Sehnens!“ —

„Und dort,“ frohlockte Wanda, den Arm um die Schwester schlingend, „siehst Du dort nicht das dunkle Mühlrad treiben neben den vereinzelten, malerisch gelegenen Hütten am Bergabhange? O, Erna hat nur zu wahr geschildert!“ —

Weigerle warf einen scheuen Seitenblick auf den Band in Goldschnitt, der in Wanda's Fingern zitterte; sollte nicht eine neue tückische Meile im Verborgenen seiner harren? Ach, der Erfahrungen trübe hatte er in dieser Hinsicht genug gemacht!

„Ich eile in jene Hütte, über deren Dach die drei Fichten hervorragen, um mich über unseren Aufenthalt zu vergewissern,“ rief munter Lucie und sprang voran, während Wanda den erschöpften Papa, so gut es ging, ins Schlepptau nahm.

Vor der Thür der bescheidenen Behausung angekommen, trat Lucie mit einem hellen „Grüß Gott“ schnell ein. In dem mehr als einfachen Gemach saß ein Gebirgsbewohner von etwa sechszig Jahren in der üblichen Tracht der Gegend an einer Art von Schnitzelbank. Allerlei Geräth lag auf dem Boden und hing an den Wänden; der Alte schien einer jener Dorfkünstler zu sein, wie man sie oben im Gebirge wohl zu Zeiten findet. In den Bergen ist eben die sogenannte Theilung der Arbeit nicht so Mode, wie in der Stadt! Da macht so ein glückliches Genie oft Alles, was überhaupt innerhalb der Grenzen irdischer Menschenmöglichkeit liegt! Tisch und Stühle zimmern, Rheumatismus kuriren, Fässer ausflicken, Teufel bannen, zerbrochene Räder ausbessern, Singvögel abrichten, das sind in bunter Reihe einige der Gewerbe des Allerweltsmannes! Zur Seite des grauköpfigen Hochländers spielte ein Kind, ein ungefähr dreijähriges Mädchen, mit einer Puppe, deren classische Formvollendung und gewählte Costümirung darauf schließen ließen, daß die Kunstfigur ebenfalls dem Meißel des vielseitigen Meisters ihr Dasein verdankte! Arme hatte die Puppe allerdings nicht, aber über diesen Mangel schien das dralle Kind, das sie behutsam in den Armen schaukelte, nicht sonderlich bekümmert zu sein! Wenigstens blickte es mit ungetrübter Zärtlichkeit in das etwas schief gerathene Gesicht des Spielzeuges!

„Sind wir hier recht im Falkenthal?“ fragte Lucie den wettergebräunten Alten.

„Ganz recht, da seid Ihr,“ entgegnete der Angeredete und, mit dem ausgestreckten Daumen hinter sich deutend, setzte er hinzu: „g'rad da, wo sich drüben der Weg kreuzt, fangt's Falkenthal an! —

„Entschuldigt einen Augenblick,“ erwiederte Lucie und durch die geöffnete Thür rief sie den beiden anderen zu: „wir haben uns nicht geirrt; kommt, kommt! Ihr gestattet doch“ — fuhr sie zum Dorfkünstler gewandt fort — „daß der Papa und die Schwester gleich mir ein Weilchen bei euch rasten?“

„Genirt Euch nit,“ nickte der Alte; „thut alleweil, als ob das arme Dach da Euch angehören thät'!“

Eine Minute später traten Wanda und Weigerle, der sich unabläßig die Stirn wischte und unverständliche Laute vor sich hinmurmelte, in die Hütte ein.

„Siehst Du, Papa,“ lächelte Lucie ihrem unglücklichen Vater zu, „daß Wanda und ich auf der richtigen Fährte waren! Endlich sind wir der so heiß erwünschten Stätte nahe!“ —

Weigerle schauderte; er sah den Wirbeltanz, zu welchem Erna Azuria auf dem Klavier den Walkürenritt spielte, näher und näher heranbrausen; er sah sich selbst von dem tosenden Spuk erfaßt und in wilden Kreisen um das Höllenplateau gefegt; schließlich spielte er sogar mit Erna vierhändig — es waren bange, fürchterliche Momente!

„Nicht wahr,“ nahm nun Wanda das Wort, „der Teufelsteich und die Hexenmühle liegen nicht fern von hier?“

„Mit der Hand könnt Ihr sie fast greifen, Fräulein,“ entgegnete der Alte, indem er den Fuß gegen das Trittbrett seiner Arbeitsbank stemmte; „zehn kleine Minuten, und ihr seid da!“

Weigerle seufzte einigermaßen erleichtert auf; augenscheinlich setzte er in die geographischen Kenntnisse des Dorfkünstlers größeres Vertrauen, als in die der Verfasserin der „Gebirgs-Idyllen“.

„Wie lange seid Ihr schon hier in den Bergen oben, Freund?“ fragte Lucie, während das kleine Mädchen sorgfältige Vergleichsstudien zwischen dem Antlitz ihrer Puppe und jenem des braven Weigerle anzustellen schien, ein Bemühen, das — der Wahrheit die Ehre — zu Gunsten des letzteren ausfallen mußte.

„Wie lang ich hier oben in den Bergen bin?“ lachte der Alte; „na, anno 1811 hat hier demselben Sepp Spörer seine Wieg' g'standen, der heut' hier an der Schnitzelbank schafft. Heut' schreiben wir, wenn's Kalenderbücherl nit lügt, 70, also wird sich der Sepp doch wohl schon an die sechszig Jahr hier in der Höh' umg'schaut haben!“

„Herrlich, herrlich, das trifft sich ja wunderbar,“ jubelte Lucie; „da müßt Ihr ja genau wissen, wie's damals zugegangen ist mit der tragischen Geschichte in der Hexenmühle!“

„'ne G'schicht'?“ — fragte der Alte — „was für 'ne G'schicht' meint Ihr?“

„Nun die vom Schlangen-Toni,“ erwiederte Lucie; „Ihr müßt ihn doch gekannt haben?“

Verwundert blickte der Dorfkünstler auf: „Gekannt haben? — Ob ich den kenn'!“

„Ihn, den trotzigen und doch so edlen Wildschützen!“ — ergänzte Lucie.

„Wildschütz?!“ — sagte kopfschüttelnd der Alte — „Wildschütz ist der Toni nie g'wesen, nit mal in seinen jüngern Tagen, wo er sonst ein arger Galgenstrick sein konnt'!“

„Kein Wildschütz?“ warf zweifelnd Wanda ein; „was war er denn?“

„Eseltreiber für die Fremden im Gebirg is er g'wesen, und Schlangen-Toni haben's ihn g'heißen, weil er gewandter und geschmeidiger gewesen ist, wie der schlankste Gemsbock!“ —

„Eseltreiber,“ wisperte Lucie; „unmöglich, Ihr müßt einen anderen Schlangen-Toni meinen; ich spreche von dem, der des Müllers Lisbeth liebte!“

„Ganz richtig, von dem sprech' ich auch,“ bestätigte der Dorfkünstler.

„Die Lisbeth,“ fuhr Lucie fort, „die ihren Tod in den stillen Fluthen des Teufelsteiches gesucht hat!“

„Tod gesucht? Daß ich nit wissen thät'!“

„Weil ihr Vater, der Müller, die Heirath mit dem Toni nicht hat zugeben wollen, weshalb nachher der Toni vom Höllenplateau in den Abgrund gesprungen ist!“

„In den Abgrund g'sprungen? I Sacri, das sein mir ganz neue Stückerln — davon weiß ich nix!“

„Also der Schlangen-Toni?“

„Lebt munter und g'sund!“

„Und die blasse Lisbeth?“

„Ist, wie alleweil, roth und frisch wie ein Apfel zur Weihnachtszeit!“

„Und Beide?“ — forschte enttäuscht und niedergeschlagen Lucie weiter.

„Beide“ — sagte der Alte — „sind glücklich und zufrieden verheirathet; gestern vor acht Wochen haben's g'rad die neunte Kindtauf' gehalten; ich kenn' das genau, der Toni ist mein Schwestersohn, und die Leni hier“ — dabei zeigte der Dorfkünstler auf das kleine pausbackige Mädchen mit der Puppe — „ist sein siebentes! Da g'rad drüben am Kreuzweg haben's das Dorfwirthshaus; ein wenig gar corpulent sind's Beide mit der Zeit worden, der Toni und die Lisbeth, sonst aber geht's ihnen nit schlecht!“

Lucie schaute Wanda, Wanda Lucie an; verblaßt und verschämt senkte der Goldschnitt Erna's seine Strahlen zu Boden. — Papa Weigerle aber fühlte den Frühling der Erlösung in sich aufblühen; seine Züge verschönten sich durch den Glanz des Lenzes, der in ihm seine Knospen trieb, und das Kind mit der Puppe gab jede weiteren physiognomischen Vergleiche zwischen dem Stadtherrn und dem armlosen Liebling als für letzteren hoffnungslos auf! Weshalb Erna Azuria den Helden und die Heldin ihrer poetischen Skizze, abweichend von der Basis der reellen Thatsachen, in so grausamen und jähen Tod geschickt, bleibt ein von Geheimniß umhülltes Räthsel; nur das steht fest, daß Papa Weigerle bis heute und diese Stunde darauf schwört, niemals bessere Brathühnchen und kräftigere Leberknödel gegessen zu haben, als am Abend jenes denkwürdigen Tages in der Gebirgsschenke am Teufelsteich bei dem Schlangen-Toni und der blassen Lisbeth!

[2748]

Etwas aus der Mythologie.

I.

Wir gerathen in Verlegenheit, wenn wir mit Personen zusammentreffen, die uns einmal flüchtig vorgestellt sind. Wir wissen sie nicht recht unterzubringen und müssen ihnen doch als Bekannten Rede stehen, obwohl uns ihr Name längst entfallen ist. Aehnlich ergeht es uns mit den männlichen und weiblichen Mitgliedern des alten Götterhimmels. Auch sie sind uns vorgestellt, aber wann und wie? Doch haben sie das Vorrecht, überall in unsere Gesellschaft zu treten, trotz ihres alterthümlichen Costümes, in Poesie und Prosa, in Museen und Theatern uns anzureden, uns durch Straßen und Portale zu verfolgen, bis in unsere Gemächer, ohne daß wir unsere Unkenntniß gestehen und sprechen dürfen: Wollen Sie mir vielleicht sagen, wie Sie heißen, oder was für eine Geborene Sie sind? Kurz, die sogenannte Mythologie steht im Inhaltsverzeichnisse unseres Inventariums, ohne daß man so höflich gewesen ist, für Vorräthe zu sorgen, sie wird vorausgesetzt, und diese Voraussetzung pflegt, offen gesagt, falsch zu sein. Ich habe eine Dame über die Worte Schiller's:

„Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus“

in Verzweiflung gerathen und Verwünschungen gegen das Institut, in dem sie erzogen war, ausstoßen gehört. Auf ähnliche Stellen treffen wir, wo wir nur unsere Nationaldichter aufschlagen. Versuchen wir, dies heimliche Deficit, wenigstens einen Theil davon, zu decken.

Ich möchte mit der Lethe anfangen; dies ist der Fluß der Unterwelt, aus dem die Seelen Vergessenheit tranken. Dürft' ich Ihnen zunächst hier aus seinem Sprudel einen Becher credenzen, damit Sie vor dem Eintritt in unser Elysium die Weisheit der „Jetztzeit“ vergessen mögen. Könnten Sie wenigstens auf ein Weilchen vergessen, daß die Erde eine Kugel, die Sonne ebenfalls kugelrund, aber viel größer ist, daß die Welt unendlich ist, und was sonst alle Schulkinder wissen, ohne es zu begreifen. Legen Sie die kluge Fibel mit dem Einmaleins und den Katechismus an das Ufer des Lethestroms, nur auf ein Paar Minuten. Legen Sie daneben unsere ganze hochmüthige Aufklärung, den Apparat der Physik und Chemie oder vielmehr, was von schwirrenden Vorstellungen davon in uns übergegangen ist, die Mechanik des Weltgebäudes u. s. w., lassen Sie die Unendlichkeit des Raumes zu dem Horizonte zusammenschrumpfen, den Ihr Auge überschaut, nehmen Sie die Dinge nur als das, was sie den staunenden Sinnen scheinen, mit der Naivetät des Kindes, das vom Arme seiner Mutter nach der Mondessichel greift. Und nun setzen Sie die Märchenphantasie des Naturkindes in Wechselwirkung mit rauschenden Quellen und Bäumen, dem Licht des Himmels und den Schatten der Erde, Sturm, Regen, Gewitter und Erdbeben, Wachsen und Vergehen; ist es nicht natürlich, daß sich ihr jene Unendlichkeit göttlicher Wirkungen, die über Welt und Menschenleben ausgegossen sind, als eine Unendlichkeit wirkender Götter darstellt? Ist es doch das Wesen aller Poesie, das Sichtbare zu beleben, das Belebte zu beseelen, das Beseelte zu vergöttlichen. Kurz, eine Göttervielheit ist das Resultat, entsprechend dem Kampf der Elemente und des Lebens. Wären wir doch einmal im Stande, nicht zu geringschätzig vom Polytheismus zu denken, den Goethe gelegentlich die Religion der Dichter nannte. Aber der moralische Mensch verlangt eine Einheit, und so sehen wir denn, daß sich die göttlichen Strahlen nach einem Mittelpunkte hin krystallisiren. Wo finden wir aber ein herrlicheres Bild der zur Einheit versöhnten Vielheit, als in der Familie? Mag es hier noch so viel Zank und Hader geben, der Vater schlichtet die Streitigkeiten. Der Zwist der Natur- und Lebenskräfte ist nur ein Familienstreit, der Vater braucht nur mit dem Haupte zu winken, so ist die Eintracht hergestellt. Also nicht als eine zusammenhanglose, wie Schneeflocken zusammengewürfelte Göttermasse ist jene Vielgötterei zu denken, sondern als ein geordnetes Götterhaus der patriarchalischen Königszeit, wimmelnd von Angehörigen verschiedenster Grade, Göttern und Götterkindern, Liebenden und Geliebten, Cousins und Cousinen, Vettern und Basen, Dienern und Dienerinnen. An Alter und Würde, Erscheinung und Beschäftigung mannichfach, haben sie dennoch eine auffallende Familienähnlichkeit, sind alle wie aus einem Guß, denn sie tragen insgesammt den Stempel überirdischer Schönheit, bis in die niedrigsten Sippen hin, die als Götterpöbel mit Bocksfüßen in den irdischen Wäldern umherspringen. Der Uebersicht halber könnten wir, ähnlich wie ein Philosoph die menschlichen Racen, die Götter in Licht-, Nacht- und Dämmerungsgottheiten eintheilen. Wir wollen mit den Lichtgottheiten den Reigen eröffnen, und zwar mit dem weiblichen Theil derselben. Sie sind die Repräsentanten des weiblichen Geschlechtes im Himmel, die Schützerinnen desselben auf Erden in allen seinen Lebensbeziehungen. Von Interesse auch deshalb, weil die antike Kunstreligion, welche die ewigen Grundtypen alles Menschlichen enthält, die Frauen in die Rechte einsetzte, die ihnen sonst versagt waren, ein Beweis, daß es in der Tiefe der Menschennatur liegt, die Ideale der Weiblichkeit anzubeten.

Werfen wir einen Blick in einen Antikensaal, so wird uns sofort durch ihre junonische Gestalt Juno in die Augen fallen. Dieser römische Name ist uns geläufiger, als der griechische Hera oder Here. Die hehre Göttin trägt auf dem Haupt ein Diadem und einen zurückfallenden Schleier, kunstreiche Gewandungen umfalten ihre vollendeten Formen. Sie ist die himmlische Hausfrau, das Ideal der Frauenwürde, die Schönheitsreife, verklärt von sittlicher Majestät. Als eine der Lichtgottheiten theilt sie mit ihrem Gemahl, wenn auch in bescheidenem Maße, die Herrschaft über Regen, Winde und Gewitter; die strahlengesättigte Luft, die feuchte, pflanzenbrütende Wärme scheint zu ihrem besondern Haushalt zu gehören. Doch die höheren Regionen sind auch ein Kampfplatz, und so bleibt auch der Ehehimmel nicht ungetrübt. Licht und Schatten ringen mit einander, die hellen Schneegipfel des Hochlandes verschleiern sich plötzlich, eine Windsbraut fährt brausend ins Thal nieder. Was kann da anders vorgehen, als daß sich die himmlischen Eheleute in den Haaren liegen, eine Gardinenpredigt gehalten, eine Eifersuchtsscene aufgeführt wird? So flüstern unten die Leute im Thal. Der Herr wird wohl lange fern von seinem goldnen Palast gewesen sein, sich in irgend welche fremde Gestalten verwandelt haben, um das Herz einer Königstochter, deren Schönheitsruf bis in das Thal gedrungen ist, zu berücken. Aber wer soll Recht behalten? Die Männer erzählen, nachdem sie ihre Heerden heimgetrieben, während einzelne Windstöße noch wie leise Klagen nachtönen, am Herdfeuer, Zeus habe seine Gattin gründlich durchgepeitscht, und jetzt hänge sie oben am Himmel zur Strafe, die Arme mit goldnen Fesseln gebunden, die Füße mit zwei gewaltigen Amboßen beschwert, das hätten sie selbst gesehen. Wenn aber nach dem Unwetter purpurumflossen der Gipfel in das nächtige Thal niederstrahlte, und man erfrischt die ambrosische Luft athmete, so war es ausgemacht, daß der Streit ein Ende hatte.

So geht das Naturleben in das sittliche Gebiet über, wie wir bei allen Naturgottheiten sehen werden. Die zornige Sturmgöttin ist die Eifersüchtige, aber auch in der Eifersucht bewährt sie ihren Beruf. Sie, die Treue, ist Wächterin der „heiligen Ehe“ und trotz allem die von Zeus geliebte, neben ihm auf goldnem Sessel thronende Himmelskönigin, von der ganzen Göttersamilie hochgeehrt, in ihren Diensten Wolken, Wetter und Regenbogen. Der Pfau ist ihr heilig, aus keinem andern Grunde, als weil das Pfaugefieder Symbol des gestirnten Himmels ist. Auch trägt sie auf ihrem Scepter den Kukuk, den Frühlingsvogel, da im Frühlinge Zeus sich mit ihr vermählte, in der andern Hand das Symbol der Liebe, den Granatapfel.

So galt denn die Himmelskönigin als Schutzpatronin der Ehe, als stets bereite Helferin und Schützerin der Ehefrauen wie der Bräute. Mädchen und Frauen feierten ihre Feste in Aufzügen, in denen sie theils die Werbung des Zeus (welcher 300 Jahre lang ihr Bräutigam war), theils seine Vermählung mit ihr darstellten. Frauen waren ihre Priesterinnen, wie in Argos die Mutter von Kleobis und Biton, deren Kindesliebe durch einen seligen Tod im Heratempel belohnt wurde. Auch in Rom stand die Göttin hoch in Ehren. Ihr Hauptheiligthum war auf dem Capitol. Nach einem andern Tempel zogen an jedem ersten März die römischen Frauen mit Kränzen in den Haaren, beteten für das Glück der Ehe und opferten der Juno Blumen. Dann bewirtheten und beschenkten sie zu Hause ihre Sklavinnen und wurden ebenso selbst von ihren Männern und Verwandten beschenkt; der erste März war der Einsetzungstag der Ehe. Jedes römische Mädchen hatte ihre eigne Juno, schwur bei ihr und opferte ihr am Geburtstage. Auch heiligten die Frauen der himmlischen Schützerin ihre Augenbrauen, weil die Augen das Licht des Leibes, die Augenbrauen aber der Schutz des Auges sind.

[2746]

(Fortsetzung folgt.)

Opern-Novitäten.

Von **Richard Wüerst.**

Es liegt nicht in unserer Absicht, sämmtlichen Opern-Novitäten unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ein solches Unternehmen würde sowohl den uns in diesem Blatte vergönnten Raum, als auch den Zweck dieser Zeilen überschreiten. Wir haben unseren Betrachtungen daher eine feste Grenze gesetzt, indem wir nur auf das jüngst verflossene Jahr zurückblicken und die innerhalb desselben an der Berliner Hofbühne, einem der größten und künstlerisch bedeutendsten Kunstinstitute, vorgeführten neuen Opernwerke einer vergleichenden Kritik unterziehen. Es wurden vier Novitäten dem Publicum dargeboten, zwei französische: Romeo und Julie von Gounod und Mignon von Thomas, ferner zwei deutsche: Die Meistersinger von Nürnberg von Wagner und Zieten-Husaren von Scholz. In jeder derselben war eine unserer Primadonnen Frau Lucca und Mallinger beschäftigt, überdies liehen Koryphäen, wie die Herren Niemann und Betz, ihre mächtigen Schultern als Träger der neuen Werke dar, so daß für die künstlerische Ausführung der Hauptpartieen, wie für die nach klangvollen Namen unter den Ausführenden strebenden Wünsche des Publicums aufs beste gesorgt war. Wenn trotzdem keine der genannten Opern einer besonders günstigen Aufnahme seitens der Kritik, wie des Publicums sich zu erfreuen hatte, so wird dadurch Eins bis zur Evidenz bewiesen, daß nämlich weder die französische Autorschaft, noch das Incourssetzen von Paris aus eine Oper zum sicheren Treffer für die Directionen macht. Diese Thatsache ist insofern von Wichtigkeit, als sie geeignet ist, Bühnenleiter wie Publicum zu überzeugen, daß wir Deutschen es auf dem Gebiete der Oper wenigstens nicht schlechter machen, wie die Franzosen, und daß es billiger und selbstständiger gehandelt wäre, wenn man von dem Pariser Stempel absähe und in erster Reihe den Blick der deutschen Production zuwendete. Dadurch würde diese gehoben werden, denn Dichter und Componisten hätten mehr Gelegenheit, ihr Talent auszubilden, ihre Erfahrung zu bereichern.

Der Vorzug des bühnenmäßigeren Zuschnittes, den fast alle französischen Opern vor den deutschen voraus haben, ist großentheils ein Ergebniß größerer Uebung, mannichfaltigerer Erfahrung. Man gebe den Deutschen nur Gelegenheit, beides zu gewinnen, man gewähre ihnen dieselben Vortheile, wie sie sich den Franzosen durch das Tantiêmegesetz darbieten, und die beförderte und erleichterte Concurrenz wird bald beweisen, wie wenig der Vorzug, den man den in Paris visirten Werken bisher einräumte, gerechtfertigt war. Wenn Meyerbeer seine Opern meist von Paris aus ihren Weg antreten ließ, so lag dies zum Theil in den Verhältnissen. Meyerbeer's Hauptopern liegen nämlich französische Textbücher zu Grunde, deren Verfasser in Paris lebte, in jener Weltstadt, die damals Berlin unendlich weit an Größe und Einfluß überragte. Den „Hugenotten" war gar aus confessionellen Rücksichten, noch längere Zeit nach ihrem Erscheinen auf der Pariser großen Oper, die Berliner Hofbühne verschlossen. Zeiten und Verhältnisse haben sich indessen gewaltig geändert. Erstände heutigen Tags ein Meyerbeer, seine Opern würden mit deutschem Libretto ihren Siegeslauf von Berlin oder Wien aus so glorreich vollenden, als es einst von Paris aus geschah. Der Grund des mangelhaften Erfolges der im Beginn dieser Zeilen aufgeführten französischen Opern liegt darin, daß weder die dabei betheiligten Dichter, noch die Componisten zu den Genies zu zählen sind. Gounod, der, trotz Allem, was man dagegen sagen könnte, in seiner „Margarethe" zu dem von den Herren Barbier und Carré für ihn zusammen barbierten und carrirten Goethe'schen Stoffe ein Werk von nicht zu unterschätzender Bedeutung geliefert hat, vermochte sich in „Romeo und Julie" nicht auf der einmal erklommenen Höhe zu behaupten. Der melodische Born strömte ihm für dies Werk weder frisch, noch reich genug zu, auch beherrschte er die von Meyerbeer mit größter Meisterschaft behandelte, von ihm adoptirte Scenenform nicht genügend, um vor Allem die vier großen Liebesduette, welche den eigentlichen Kern der Oper bilden, interessant und mit der nöthigen Steigerung auszuführen. Sein Mercutio stirbt dramatisch noch mehr an der Erzählung von der Fee Mab, einem musikalischen Unding, als an Romeo's Degenstich. Der Page Stephano ist ganz überflüssig und singt Alles in Allem nur ein schwaches, textlich unverständliches Lied. Die Amme, der alte Capulet und der blutige Tybalt sind dichterisch wie musikalisch blasse Bühnengestalten. Es bleiben Romeo, Julia und Bruder Lorenzo. Den beiden Erstgenannten hat der Componist manches Schöne, Innige, Zarte in den Mund gelegt, aber sie leiden trotzdem an erdrückender Monotonie und vermögen uns in der Oper nicht dasjenige fesselnde Interesse abzugewinnen, welches sie in der Tragödie ausüben. Lorenzo dagegen ist, so oft er auf der Bühne erscheint, von großer Wirkung und entschieden die bestgezeichnete Gestalt dieser Oper. Ihm ist auch die Perle der Partitur durch die Scene zugefallen, in welcher er Julia den Schlaftrunk gibt und ihr dessen Wirkung beschreibt. Das ist schön empfunden und meisterhaft in Tönen wiedergegeben. Dem geläuterten Geschmacke und dem Talente, welche aus dieser Scene sprechen, verzeihen wir gern Mißgriffe, wie den Bravourwalzer, den Julia im ersten Acte singt. Wohlthuend berührt übrigens der künstlerische Ernst, mit dem der Componist fast durchweg seine Aufgabe erfaßt. Wir können beim Anhören der Oper wohl Irrthümer beklagen oder Ermüdung verspüren, niemals aber werden wir uns verletzt oder zurückgestoßen fühlen. Den bedeutendsten Eindruck auf das Publicum machte bei der Berliner Aufführung ein aus den in der Oper handelnden Personen charakteristisch und geschmackvoll zusammengestelltes lebendes Bild, welches inmitten der Ouverture sichtbar wurde, und zu welchem in der Weise eines Prologs ein unsichtbarer Chor bezügliche Strophen sang. Trotz verhältnißmäßig geringen Erfolges dieser Oper müssen wir bekennen, daß Dichter und Componist das Meisterwerk des großen Briten mit reinen Händen zu einem musikalischen Bühnenspiele umgeschaffen haben, ein ehrendes Zeugniß, das wir denselben Herren Carré und Barbier wie Ambroise Thomas in Bezug auf die Oper „Mignon" vorenthalten müssen. Bei Abfassung des Textbuches zu „Margarethe" und zu „Romeo und Julie" hatten die Librettisten leichteres Spiel, da von Shakespeare und Goethe ihnen bereits durch fertige Dramen vorgearbeitet war. Wilhelm Meister's Lehrjahre dramatisch zu gestalten, das verstanden sie nicht, und wir glauben, daß dies überhaupt eine unlösbare Aufgabe ist. Von einiger Wirksamkeit auf der Bühne ist nur die erste Hälfte der Oper; je mehr sie sich dem Ende nähert, in desto tieferem Sande verläuft sie. Die meisterhaft und mit classischer Reinheit gezeichneten Contouren der Goethe'schen Gestalten sind durch die Arbeit der drei genannten Herren oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt, der feine Duft, der bei Goethe die heiteren, ja selbst die leichtfertigen Scenen umweht, ist einem equivoquen Parfum gewichen, und die ernsten Momente setzen an die Stelle wahrer Empfindung das hohle Pathos. Trotz der Mängel des Textbuches hätte indeß ein Meister der musikalischen Composition die Oper zu einem erträglichen Ganzen gestalten können. Aber Thomas ist kein Meister; er hat weder Ideen, noch Styl, weder Größe, noch Humor, ja es fehlt ihm oftmals sogar der künstlerische Anstand. Originell ist in seiner Partitur nur die Behandlung der Recitative der Mignon, welche ihren recitativischen Text stets auf einem einzigen Tone für jede Phrase herplappert. Der damit beabsichtigte Effect wird indeß keineswegs, sondern vielmehr eine komische Wirkung errungen. Außer dem hübschen Duett „Ihr Schwalben in den Lüften", bietet das Werk fast keine nennenswerthe musikalische Ausbeute, und wenn wir außerdem ein gewisses Geschick in Verwendung der Stimmen wie des Orchesters anerkennen, so glauben wir das Aeußerste gethan zu haben. Einzig und allein der Anziehungskraft, welche Frau Lucca stets, so auch in der Titelrolle ausübt, dürfte wohl das Verbleiben dieser Oper auf dem Repertoire unserer Hofbühne zuzuschreiben sein. Bei einer Vergleichung der beiden französischen Componisten miteinander würde die Bedeutung von Thomas, gegenüber derjenigen Gounod's, eine verschwindend geringe sein.

Wenden wir uns nun zu den beiden Opern deutschen Ursprungs und unter ihnen zuvörderst zu den „Meistersingern", die unbestreitbar als das interessanteste der neuen Werke zu bezeichnen sind, jedoch vornehmlich in dem Sinne, daß neben dem wirklich Schönen und Vollendeten auch große, geistvoll in Cours gesetzte und epochemachende Irrthümer das Interesse in hohem Grade zu fesseln vermögen.*) Wagner will in seinen späteren musikalischen Dramen der Wirklichkeit so nahe kommen, als möglich. Er läßt daher seine Darsteller nicht eigentlich singen, sondern nur noch musikalisch declamiren; selten weist er den Sängern Melodie zu; in den Meistersingern bieten nur zwei Lieder des Stolzing und ein Quintett den Solisten wirklich melodische Gaben. Dafür ist das Orchester der eigentliche Interpret der Textworte und zwar mit feinstem Detail und in meisterhafter Factur. Wagner's principieller Realismus geht indeß noch weiter. Die salbadernden Gewerksmeister, der musikalisch wie dichterisch gänzlich unfähige Beckmesser und das sich wirklich zankende und prügelnde Nürnberger Straßenpublicum hören auf, Musik in unserem Sinne zu reproduciren. Die Musik erscheint uns aber als die Hauptsache bei einer Oper. Sie ist überdies eine Kunst. Und wenn man in einer Kunst schöpferisch thätig sein will, so muß man sich auch den Gesetzen derselben fügen. Das oberste Gesetz einer jeden Kunst aber ist die ideale Verklärung der Wirklichkeit durch dieselbe. Keifende Weiber sollen in der Oper daher nicht wirklich, sondern nur musikalisch keifen, ein schlechter Sänger darf in der Oper nicht absolut, sondern nur relativ Unrichtiges, in künstlerischer Weise vermittelt, Falsches singen. Wagner scheint in der Musik ein Hinderniß für seine realistischen Bestrebungen zu finden. Dann möge er aber keine Opern schreiben, da die Oper in ihren Grundprincipien der Wirklichkeit entgegensteht. Wir sind denn auch der Meinung, daß Wagner in seinen „Meistersingern" keine Oper geschaffen hat, wenigstens nicht Dasjenige, was man bisher unter der Benennung „Oper" verstand. Möglich, daß, in der Zukunft, auf Wagner'sche Grundsätze erbaut, eine ganz neue Art des Bühnenspiels in der Weise der Meistersinger entsteht, möglich auch, daß die Werke des Dichtercomponisten keine Nachahmer finden und unica bleiben; in keinem Falle glauben wir von ihnen für die Oper eine fruchtbringende Wirksamkeit erwarten zu dürfen. Zur Zeit der Berliner ersten Aufführung gingen die Wogen der Parteileidenschaft hoch, außerdem traf aufrichtiges Entzücken auf ehrliche Entrüstung. So heiß aber die Schlacht am ersten Abend tobte, und so lange auch kleinere Gefechte bei späteren Aufführungen sich noch wiederholten, endlich hörten sie doch auf; man ermüdete, sich durch das laute für und wider Parteiergreifen die Möglichkeit zu nehmen, das Zankobject ordentlich kennen zu lernen, und überdies gewöhnt sich der Mensch bekanntlich an Alles, auch an die Prügelscene in den Meistersingern. Wagner hat jedenfalls Großes gewollt und sein Vorhaben mit Energie und Fleiß ins Werk gesetzt; davor haben wir aber stets Respect, und so wenig wir mit diesen Bestrebungen sympathisiren, uns erscheinen doch die Wagner'schen Irrthümer bei weitem achtungswerther und bedeutsamer, als die platten Wahrheiten der Partitur zu „Mignon". — Die vierte und letzte Novität ward mitten in dem von Frankreich herübertönenden Kriegslärm vorgeführt. Dazu stimmte der Titel „Zieten-Husaren" vortrefflich, wie denn überhaupt das Herbeiziehen einer Episode aus der vaterländischen Geschichte, ob thatsächlich, ob erdichtet wissen wir nicht, eine gute Idee war. Freilich zeigte sich der Componist, Herr Bernhard Scholz, von dem außer der Partitur auch das Scenarium der Oper herrührt, nicht glücklich in der Schürzung des Knotens seines Libretto, wie in der Charakterisirung eines Theiles der handelnden Hauptpersonen. So frisch und wirksam das militärische und komische Element überall hervortritt, so wenig Interesse vermag die gräfliche Familie Helmburg, zumal von ihrer tragischen Seite betrachtet, zu erwecken. Ueber diese Klippe vermochte weder die geschickte Versificirung des Herrn Rehbaum, noch die Musik hinwegzuhelfen. Somit lag der Keim des Mißlingens bereits in der Zusammenstellung des Stoffes. Trotzdem aber bietet die Partitur eine Menge inhaltvoller, gut erfundener und auch theatralisch wirksamer Musikstücke, welche die Begabung des Componisten für das heitere Genre außer Zweifel stellen. Dazu gesellt sich überall die kunstreichste und sorgfältigste Factur, sowohl was Formengewandtheit, als Kunstfertigkeit in Behandlung der vocalen, wie instrumentalen Mittel anlangt. Ambroise Thomas gegenüber ist Scholz ein Beethoven. Uebrigens steht er noch fest auf dem Boden der Oper; ihm gelten die Regeln seiner Kunst als Gesetz, und er ist bestrebt, sie mit denen des Dramas in Einklang zu bringen. Dem Sänger theilt er im großen Ganzen die Melodie, dem Orchester die Begleitung zu, seine Musikstücke haben eine feste, nur durch die Textworte und die Situation modificirte Form. Einzig und allein mit dem Festhalten an diesen Principien erscheint uns eine gedeihliche Fortentwickelung der Oper möglich. Die Verlegung des Schwerpunktes in das Orchester führt direct der Zwittergattung des Melodram zu, bei welchem Musik und Rede einander meist störend gegenüberstehen. Das Verlassen der festen musikalischen Form aber schließt die Entstehung eines musikalischen Kunstwerkes aus. Sowohl dem italienischen Schlendrian mit seiner obenan stehenden Virtuosität und seiner melodischen Unwahrheit, als dem leichtfertigen, pointirten französischen Wesen mit seinen Tanzrhythmen, wie mit seiner phrasenhaft aufgebauschten Tragik sind wir abhold. Ebenso mag auch der Zopf fallen, mit dem die alten, großen Meister manchmal einhergehen. Mit einem Worte, wir heißen jede in dem Fortschreiten der Kunst und in den Anforderungen des Dramas begründete Vervollkommnung der Oper willkommen, aber wir machen Front gegen eine Revolution, die uns die Oper entreißt, ohne dafür genügenden Ersatz zu bieten, die uns lehrt, daß die Götter unserer Oper, zu denen wir bisher dankbar und entzückt aufschauten, nur Götzen waren, des Zertrümmerns werth. [2749]

*) Anm. der Redaction. Die Leitung des belletristischen Theils des Bazar erfordert nach Zweck und Aufgabe des letzteren eine gewisse Unparteilichkeit. Wir drucken daher das Urtheil einer anerkannten Autorität ab, trotzdem es unserer persönlichen Ueberzeugung von der hohen Bedeutung der Wagner'schen Oper widerstreitet.

Aus der Kinderstube.

Es ist allemal ein großes Ereigniß im Leben, wenn der Mensch sich auf eigene Füße stellt, und der erste Versuch dazu pflegt meistens nicht der am wenigsten anerkannte zu sein. Welch eine Freude, wenn das Kindchen sich entschließt, die ersten Schritte zu machen. Vater und Mutter sitzen auf der Erde, es geht von Einem zum Andern, sehr schwankend, sehr unsicher, zwischen den schützenden Armen, die sich von beiden Seiten nach ihm ausbreiten, und es wird für seine Heldenthat mit Küssen und den süßesten Schmeichelnamen überschüttet. Dann nimmt die Mutter es auf den Schoß, der Vater setzt sich neben Beide, und den Eltern ist es ganz feierlich zu Sinn in dem erhebenden Bewußtsein, daß sie jetzt einen Sohn haben, der schon gehen kann. Aber jedes irdische Glück hat seine Kehrseite, und so stellt es sich auch für sie im Lauf der Zeit heraus, daß es gerade nicht zu den größten Bequemlichkeiten gehört, wenn das eigene Fleisch und Blut auf zwei aparten Beinchen seine Entdeckungsreisen durch die Zimmer anstellt. Man kann das Kind nicht aus den Augen lassen. Zunächst entwickelt es starke Neigung und bedeutendes Talent, überall hinzugerathen, wohin es durchaus nicht gehört, um sich allerlei Dinge auf den Hals zu reißen, die weder zu seinem Schmuck noch zu seiner Bekleidung nothwendig sind, als zum Beispiel Tischdecken, Glasschalen, Vasen und Porzellanfiguren. Dann kommt das Klettern an die Reihe und erhält die Mutter in einer beständigen Aufregung. Bald steigt es auf die Sophalehne, bald fällt es von der Fußbank, bald steht es auf dem Stuhl am offnen Fenster, bald geräth es in des Papa's Studirstube und bedroht dessen Papiere mit dem Dintenfaß. Es entfaltet einen ungemeinen Thätigkeitstrieb und ist in jedem Augenblick unberechenbar. Nur sehr selten entschließt es sich zum Stillsitzen neben der Mutter; verlangt aber auch in diesen seltenen Fällen zur sofortigen Belohnung seiner Tugend nach fünf Minuten schon wieder „uppa" genommen zu werden. Noch schwieriger wird die Sache, wenn auch der Wissensdurst in dem jungen Gemüth erwacht, der sich zuerst in dem Wunsch nach Erlangung von allerlei mechanischen Fertigkeiten äußert, welche der Junge an den Erwachsenen beobachtet. Zunächst erregt es zwar große Heiterkeit, wie er sich eines Tages dem Vater gegenüber auf einen Stuhl setzt, ein Zeitungsblatt verkehrt in der Hand, und gerade solch ernstes, aufmerksames Gesicht macht, wie sein Vorbild. Als er aber sehr bald darauf in Nachahmung von der Mutter Thätigkeit sich über deren Strickzeug hermacht, und da ihm der richtige Gebrauch desselben doch nicht recht klar ist, sämmtliche Nadeln herauszieht und das Strickgarn zu einem unentwirrbaren Netz um die Tischfüße schlingt, findet man das viel weniger scherzhaft. Fränzchen verfährt nämlich ganz nach Pestalozzi's Grundsätzen. Er belehrt sich durch Anschauung und geht dann frisch an das Werk. „Was machst Du da?" fragt er eines Tages die Tante Pathe, als er sieht, daß sie mit einer Scheere allerlei Löcher in ein Stück weißes Zeug schneidet.

„Ich sticke, mein Fränzchen. Sieh, aus jedem Loch wird ein hübsches Blättchen."

Fränzchen kann nun zwar die Blättchen nicht entdecken, die seiner Meinung nach doch grün sein müssen; aber die Beschäftigung sagt seinem Geschmack zu, und als die Tante unvorsichtiger Weise ihre Stickerei liegen läßt und in das Nebenzimmer geht, nimmt er die Scheere und benutzt sie, wenn auch nicht ganz so geschickt, wie sie, so doch mit vielem Fleiß, zu der Zurückkehrenden nicht geringem Entsetzen.

„Onkel Doctor, warum sieht Dein Pudel heute ganz anders aus?" fragt er ein ander Mal den Hausarzt.

„Er ist geschoren, mein Kind."

„Was ist das, geschoren?"

„Man nimmt eine Scheere und schneidet ihm die Haare ab."

Unserm Fränzchen ist dies zu erfahren sehr interessant. Er hat auch einen Pudel, aus Pappe mit Wolle beklebt. Im nächsten unbewachten Augenblick ergreift er der Mutter Scheere und sucht die Belehrung praktisch anzuwenden. Es geht vortrefflich, aber der Pudel ist gar zu bald kahl, und der Eifer des strebsamen Jungen noch lange nicht abgekühlt. Er versucht es also, sich selbst zu scheeren, und da er sich sehr bald überzeugt, daß dies Vergnügen wegen der damit verknüpften Unbequemlichkeit sehr mäßig ist, besinnt er sich auf den Plüschteppich in der Putzstube. Er hat gerade so lange Haare, wie sein Pudel sie hatte, die Ideenverbindung ist also klar. Dabei entdeckt ihn die Mutter, und es erfolgt eine Erziehungsscene, in der man ihm auf sehr eindringliche Weise nach alt bewährter Methode dauernden Abscheu vor schneidenden Instrumenten beizubringen versucht und dann auch noch die Poesie zur Hülfe ruft, indem man in sein durch Thränen erweichtes Gemüth das alte schöne Verslein einprägt:

Das Messer schneidt, die Gabel sticht,
Mit Scheeren spiel' bei Leibe nicht!

Eine Weile hilft das; aber da die freie Thätigkeit der Hände beschränkt ist, so verirrt Fränzchen sich auf geistiges Gebiet, er fängt an, über Grund und Wesen der Dinge nachzudenken, und sucht sie zu erforschen.

Die in der Küche beschäftigte Mutter hört lautes, Unheil verkündendes Geschrei, und als sie schnell hinläuft, findet sie ihr Fränzchen mit dem Kopf zwischen Spiegel und Wand geklemmt. Er hat ergründen wollen, ob hinter dem Spiegel nicht am Ende ein wirkliches Zimmer mit einem kleinen Jungen darin steckt, und ist so in diese traurige Lage gekommen. Er kriecht unter den Flügel und bearbeitet den Resonanzboden mit Händen und Füßen, um sich über die Klangwirkung zu belehren. Kahl geschoren hat er seinen Pudel schon; nun wandelt ihn die Lust an zu sehen, woran es liegt, daß er bellt, wenn man unten an den beiden Holzbrettchen drückt. Daß bei der Untersuchung der Pudel entzwei geht, ist nun doch wahrlich nicht die Schuld des Jungen. Womit sein Schaukelpferd ausgestopft sein könnte, ist das nächste Problem, das ihn beschäftigt, und als er ihm deshalb mit einiger Mühe ein Loch in den Hals gebohrt und sich von den darunter befindlichen Haaren eine klare Anschauung verschafft hat, ist es nur natürlich, daß er vergleichende Studien an der Schwester Puppe anstellen will. Unglücklicher Weise hat diese aber statt der Haare nur Kleie im Leibe, die sofort durch die etwas groß gerathene Oeffnung entweicht, was die Puppe in einen ungemein schwindsüchtigen Zustand versetzt und ihrer Besitzerin vielen Kummer verursacht. Es erfolgt abermals eine Erziehungsscene, und der Vater läßt zum ersten Mal das bedeutsame Wort fallen: Es ist nicht mehr auszuhalten mit dem Jungen, er muß nächstens in die Schule. Je mehr sich Fränzchen's Begriffe erweitern, desto großartiger werden natürlich seine Versuche. Er baut Eisenbahnen, indem er alle Stühle in dem Zimmer aneinander schiebt, und es wird täuschend ähnlich, besonders wenn er mit der Tischglocke das Zeichen zur Abfahrt gibt. Er errichtet Gebäude von Tischen und Stühlen, welche die Sicherheit sämmtlicher zerbrechlichen Gegenstände im Zimmer gefährden. Er kehrt des Vaters Armstuhl um und versucht, wie es sich darauf reiten läßt. Er fällt in die große Kohlentonne und gießt das schmutzige Seifenwasser aus dem Waschfaß über die reine Wäsche auf der Bleiche. Er macht Schiffchen aus der neuesten Zeitung und läßt sie auf dem Rinnstein schwimmen; kurz, er verfällt unaufhörlich auf neue Experimente, und es kommt allmälig soweit, daß aller Unfug, der im Hause geschieht, auf seine Rechnung gesetzt wird.

Warte nur, wenn Du erst in die Schule kommst, da werden sie Dir schon Artigkeit beibringen — ist seit einiger Zeit der Refrain sämmtlicher Klagelieder, die Geschwister und Dienstboten über ihn singen, und in Fränzchen's Gemüth beginnt eine sehr schwarze Vorstellung von dieser nützlichen Anstalt zur Bildung der Jugend sich festzusetzen. Er ist jetzt bald sechs Jahre, Zeit wäre es also; aber die Fürbitten der Mutter erhalten ihn noch dem Hause. Er soll erst anfangen, wenn das halbe Dutzend voll ist, so hat sie in weichem Sinn beschlossen, ohne Rücksicht auf die eigene Bequemlichkeit. Da kommt eines Tages der Onkel Major von nebenan zu dem Papa auf Besuch, der Fränzchen's Aufmerk-

samkeit durch einen glänzend schwarzen, steif aufgedrehten Bart erregt. Der Papa hat zwar auch einen Bart, aber an den Backen; der Onkel dagegen hat einen unter der Nase, desgleichen der Junge noch nie gesehen und den er gar nicht vergessen kann, wodurch er sehr natürlich auf den Gedanken kommt, zu versuchen, wie ihm selbst ein solcher Bart stehen würde. Die Wirkung von der schwarzen Flüssigkeit in des Vaters Dintenfaß auf seiner Haut kennt er schon lange aus praktischer Erfahrung, daher macht er zuerst den Versuch, den Gegenstand seiner Bewunderung mit Dinte nachzubilden. Aber es gelingt ihm nicht recht. Da sieht er des Vaters Pelz auf der Sophalehne liegen, schneidet sofort mit der Papierscheere einen schönen Bart aus den Aermelaufschlägen, hält ihn unter die Nase und geht stolz damit fort. Armes Fränzchen, die That mußt Du bald theuer bezahlen, da sie der Natur der Sache gemäß nicht lange verborgen bleiben kann.

„So, mein Sohn," sagt der Vater und läßt das weinende Söhnlein laufen, nachdem die Strafe vollzogen ist, „und wenn der Pelz wieder vom Schneider kommt, soll mein erster Gang mit Dir zum Director sein — Du kommst jetzt in die Schule."

[2642] **Sophie Waise.**

Wiener Briefe.

Wenn ich die Erfüllung Ihres Wunsches, Ihnen von Zeit zu Zeit „Wiener Briefe" zu senden, bis zum Beginn des Faschings verschoben habe, so zürnen Sie mir gewiß nicht darüber, bin ich doch um so besser im Stande, Ihnen über neue Toiletten und alte — aber immer wieder neue Vergnügungen aus dem lustigen Wien zu berichten.*)

Gestatten Sie mir vorerst als Einleitung einige allgemeine Bemerkungen über die hiesige schöne Hälfte des Menschengeschlechts, mit der wir uns ja im Nachfolgenden hauptsächlich beschäftigen wollen. Wenn von einer Frau gesprochen wird, gleichviel in welcher Weise, wird zuerst stets die Frage laut: „Ist sie schön oder häßlich?" ein Beleg für den großen Werth, den selbst geistig hoch stehende Menschen auf unsere sterbliche Hülle legen. Dieser Bedeutung gemäß, beginne ich denn auch mit der Schönheit der Wienerinnen. Dieselbe besteht noch heute in Wirklichkeit, denn obgleich die Bezeichnung „die schönen Wienerinnen" sprichwörtlich geworden ist und eigentlich das schmeichelhafte Epitheton „schön" als ein gerechtes, über allen Zweifel erhabenes hinstellen sollte, könnte man doch argwöhnen, daß auch die Wienerinnen an dem Glanze einstiger Berühmtheit zehren, wie etwa alt gewordene Künstler an der Erinnerung an Triumphe ihrer Jugend, oder weiland berühmte Völker, Städte und Länder an dem Ruhm vergangener Geschlechter und Zeiten. Dem ist hier nicht so. Die Schönheit ist ein köstlich Erbtheil, das sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat. Mit zu den größten Reizen der Wienerinnen gehört ein blendender Teint, Lippen vom schönsten Purpur, fein gezeichnete Brauen, volles, langes, meist dunkles Haar und schwarze oder braune Augen von seltenem Glanz und jener sprühenden Lebenslust, die elektrisirend auf den wirkt, welcher von ihren Strahlen getroffen wird. Setzen Sie im Geiste solch ein bezauberndes Köpfchen auf einen wenn auch nicht großen, so doch im schönsten Ebenmaße gebauten Körper und Sie haben eine der schönen Wienerinnen vor sich. Freilich müssen Sie sich unsere Frauen nicht in der ernsteren, einfachen Tracht norddeutscher Damen denken. Das Hauptunterscheidungsmoment einer deutschen und Wiener Toilette ist dies (n. b. sprechen wir hier nicht von der hohen Geburts-, noch von der Geldaristokratie), daß in Deutschland, nächst dem Schönen und Kleidsamen, das Nützliche und Haltbare in Betracht kommt, während in Wien die Erwägung, ob der Anzug „fesch" oder nicht „fesch" sei, allein maßgebend für dessen Wahl oder Verwerfung ist. Das Nützlichkeitsprinzip spielt hier eine so geringe Rolle, daß Sie auch auf den Straßen, trotz des ungünstigsten Wetters, die reizendsten Toiletten sehen können. Auch lieben es die Wiener Damen, selbst bei ziemlicher Kälte, ohne jene größeren und unkleidsamen Verhüllungen zu erscheinen, und sie lassen sich deshalb die Taillen oder kleinen Jäckchen der Tuch- und Sammetkleider mit einer Daunenfeder-Einlage füttern, was sehr warm hält, ohne doch die Anmuth der Erscheinung wesentlich zu beeinträchtigen. So bewahren auch ältere Frauen noch ein frisches, jugendliches Aussehen, wozu die Munterkeit und Lebendigkeit, der meist freundlich wohlwollende Ausdruck des Auges, das Lächeln der vollen Lippen nicht wenig beitragen. Augenfällig ist die hier sehr beliebte Zusammenstellung von Sammet und Atlas. Am einfachsten, doch sehr distinguirt, sehen diese Toiletten in Schwarz, recht reizend, besonders für junge Mädchen, in Blau und für ältere Damen in Rothbraun aus. Viele Straßencostüme, deren Röcke hier nicht so lang, wie anderswo getragen werden, sind mit Pelzwerk verbrämt, von welchem Zobel und Marder am beliebtesten sind.

Wenn mein ästhetisches Gefühl durch Etwas verletzt wird, so geschieht es durch die massenhafte Verwendung falschen Haares, das in dieser Saison meist in ellenlangen, verwirrten Locken vom Hinterhaupte herabwallend getragen wird, während über der Stirn ein hohes Toupé von dem Hute, dessen diesjährige Façon meist unschön ist, gekrönt wird. Es gehört eine junonische Gestalt dazu, um den auf diese Weise vergrößerten Kopf nicht als monströs erscheinen zu lassen. In meinen nächsten Briefen werde ich Ihnen von der Carnevals-Physiognomie der Straßen — und Schaufenster der Laden, so wie Etwas von der Hauseinrichtung und Lebensweise der Wiener berichten, auch von den öffentlichen Vergnügungen. Heut schließe ich mit Beschreibung einiger Toiletten, welche bei der großen Soirée, die Graf Tassilo Festetics (der ungarische Minister am kaiserlichen Hofe) der hohen Aristokratie gab, besonders gefallen haben. Die Hausfrau erschien in einer Robe von weißer Gaze mit weißen Kamellien und Diamanten im Haar. Die Fürstin Pauline Metternich, welche, seit sie ihr Palais am Rennweg bezogen, wieder viel von sich reden macht, trug ein mit Tüll garnirtes Unterkleid von weißem Atlas, über dem sich ein zweiter Rock von weißem Atlas bauschte. Diese Tunika, sowie die Taille waren mit schmalen Zobelstreifen besetzt, und der Kopfputz bestand gleichfalls aus Zobelfellchen und Brillanten. Gräfin T..... hatte eine rosa Robe gewählt, von Faille und Atlas mit langer Schleppe und reich mit Spitzen besetzt. Die Garnitur war ebenfalls Rosa, aber in einer dunkleren Nüance. Die Taille hatte hinten lange und vorn kürzere Schöße, und ein Tülllätzchen, welches mit der vorn ebenfalls schürzenartigen Garnirung des Kleides harmonirte. Rosa Hyazinthen, mit Brillanten untermischt, bildeten den Kopfputz. Unter den vielen farbenprächtigen Erscheinungen machten sich eigenthümlich bemerkbar: das schwarze einfache Sammetkleid der Madame de F. und die Toilette der Gräfin B. — ein perlgraues Faillekleid mit Garnitur von gleichfarbigem Atlas, der Rock en tablier garnirt. Die Gemahlin des Feldmarschall-Lieutenants C... G..... hatte ein Schleppkleid von rosa Faille in zwei Schattirungen gewählt, das bis zur Taille hinauf mit zahlreichen Volants, die vom selben Stoffe ausgefranst waren, besetzt war. Die geschmackvollste Toilette hatte die Fürstin H....., Gemahlin des Oberstthofmeisters, gemacht. Denken Sie sich ein Kleid vom schwersten, silberglänzenden, weißen Atlas, à deux lées mit Bordüren von smaragdgrünem Sammet besetzt, die mit weißen Wasserrosen derart garnirt waren, daß die Enden des glänzenden Schilfgrases, aus welchem jene sich erhoben, wieder auf die weiße Robe fielen. Den Haarschmuck bildeten Brillanten und Wasserrosen. Gleichfalls originell nahm sich die mit Narzissen garnirte weiße Schlepprobe der Comtesse N. P. aus, und recht blendend das weiße Atlaskleid der Baronin T., welches purpurfarbene Nelken zierten. Die jungen Damen hatten statt der Brillanten-Diademe Blumenkronen gewählt, wie die liebliche Prinzessin Therese L., welche einen diademartigen Kranz von Rosenknospen im reichen Haare trug. Denken Sie sich nun noch dieses prächtige und zugleich liebliche lebende Bild so vieler geschmückter und reizender Gestalten in dem Rahmen der mit Weiß und Gold auf das geschmackvollste decorirten Säle des Palais Festetics, die belebte Unterhaltung, das heitere Lachen der schönen Lippen, das Leuchten der strahlenden Augen, welche selbst den Glanz der Edelsteine zu verdunkeln vermögen — mit einem Worte: den ganzen vereinten Zauber von Schönheit, Geist, Grazie, Reichthum, Geschmack — und Sie haben eine Vorstellung dieses eben so glänzenden als reizenden Festes.

[2747] **W. v. E.**

*) Anm. der Redaction. Wir gestehen einiges Bedenken getragen zu haben, diese heiteren Briefe, welche mit Briefen aus Pest abwechseln sollen, in der für uns noch so ernsten Zeit zu veröffentlichen. Möge denn das leichte Geplauder unsere der Carnevalsfreude beraubte Leserin nicht verletzen, sondern einen Augenblick lang zerstreuen.

Auflösung des Räthsels Seite 58.

„Born — Horn — Dorn — Zorn."

Auflösung der Schachaufgabe Nr. I, Seite 40.

Weiß.	Schwarz.
1) S c 4 — e 3	K f 8 — g 8
2) S e 3 — g 4:	
A.	
2)	K g 8 — f 8
3) S g 4 — h 6	g 5 — g 4
4) g 6 — g 7 ‡	
B.	
2)	K g 8 — h 8
3) S g 4 — f 6	g 5 — g 4
4) g 6 — g 7 ‡	

Räthsel.

Nicht stets von gleichem Stoff und tausendfach gestaltet,
Hab' ich doch meistens treu mein wichtig Amt verwaltet.
Vertrauenspfand der Eltern an die Söhne;
Ein mächt'ger Herrscher in dem Reich der Töne;
Ein Blümchen zart auf grüner Wiesenflur
Und Cicerone auf des Räthsels Spur.

Correspondenz.

S. und Co. in **W.** Ein Confections-Geschäft unter der Firma .....lg existirt in Berlin nicht, Gebr. Manheimer fabriciren, so viel wir wissen, nur Sommer- und Winter-Damenmäntel, Umhänge und Paletots und allerdings, wie Sie wünschen, den sogenannten „couranten Genre", der für Wiederverkäufer besonders geeignet ist. — Vermittelungen können wir nicht übernehmen, wenden Sie sich direct an die Firma Gebr. Manheimer, Jerusalemerstraße 17. — Heiman und Rose (Berlin, Kronenstraße 33), führen dagegen als Specialität Costumes, Roben, Sorties ꝛc. In beiden Häusern werden Sie als Wiederverkäufer das Gewünschte in größter Auswahl finden.

C. K. und **C. S.** in **L. (Schl.)** Wir können über Annahme von Arbeiten nicht entscheiden, bevor wir sie gesehen haben. Und dann: Wird das Erwähnte wirklich etwas Neues sein?

Geknickte Rose. Wo haben Sie im Bazar gelesen, daß wir dieses Mittel empfohlen hätten? — Näheres über den Verein ist uns nicht bekannt. Wo Sie sich zu melden haben? Wir denken, im Vereinslocal. — Balltoiletten brachten wir auf Seite 11, verschiedene Haararrangements auf Seite 41 dieses Jahrg. — Sorgfältige Hautpflege.

A. W. in **O.** Wir können unmöglich zu bereits erschienenen Abbildungen nachträglich Schnitte bringen.

G. J. R. in **P.** Geeignete Dessins zum Durchziehen von Filet finden Sie auf dem zu Seite 315—322 gehörigen Supplemente des Bazar 1869, Abbildung 1, 24 und 41.

A. im Ausland. Wir würden Ihnen nicht rathen den Kautschukstoff zu einem Mantel zu verwenden, da sich der unangenehme Geruch niemals verlieren wird. Eher dürfte sich derselbe zur Einfassung von Regenmänteln, Regencapoten und dergl. eignen. Passende und hübsche Garnituren zu Ueberzügen von Kissen und Decken geben die Abbildungen 25 und 26 auf Seite 139; 84 und 85 auf Seite 191; 77 und 78 auf Seite 209; 10 und 11 auf Seite 268; 13 und 14 auf Seite 284 des Bazar 1870.

Zwei Schwestern in **Nürnberg.** Ja! — Der lateinische Name des bekannten Gummibaums ist Ficus elastica.

Sechzehnjährige in **H.** Kleidsame Haarfrisuren für junge Mädchen: Abbildungen 4 und 6 auf Seite 41 dieses Jahrg.

P. in **Böhmen.** Wir werden Ihren Wunsch hinsichtlich eines Betstuhls so bald als möglich berücksichtigen.

M. H. B. B. Füllen Sie den Fond der Stickerei mit schwarzer Zephyrwolle im Kreuzstich.

Treue Abonnentin in **W.** Es bleibt Ihnen in diesem Falle nur das Durchzeichnen des Dessins mit Bleistift oder farbigem Stift.

A und **C.** in **A.** und **Eva's Tochter.** Wir haben bereits 1001 Teintmittel gegeben. Sie finden deren in der Correspondenz jeder Nummer: Borax, Kornbranntwein u. s. w. Die besten Mittel bleiben immer: Sorgfältige Hautpflege und weise Diät.

Martha J. Sobald es sich um rein künstlerische Bestrebungen handelt, ist jedenfalls die Kenntniß der classischen und der im classischen Style gehaltenen Literatur am empfehlenswerthesten. Wenn aber nur ein Zeitvertreib gesucht wird, so dürfte auch die Salonliteratur empfehlenswerth sein, welche mindere Ansprüche an das musikalische Verständniß stellt.

D..nport, V. Iowa. Schöne Originalpartien finden Sie in der vom Redacteur unserer Schachspalte redigirten Neuen Berliner Schachzeitung, Verlag von Julius Springer in Berlin. Ihre Lösung ist leider nicht richtig.

E. v. T. in **W.** Einen ähnlichen Kragen brachten wir auf Seite 122 des Bazar 1870, Abbildung 6. Demselben läßt sich leicht die von Ihnen gewünschte Form geben. Die Bordüre am Außenrande kann auch als Aermelbordüre verwendet werden.

M. S. in **G.** In neuerer Zeit sind die Chemisets an den Oberhemden der Herren ganz glatt oder nur mit zwei kleinen Säumen ausgestattet. An Stelle der Säume findet man sie vielfach mit Stickerei verziert. Besonders modern sind Knopflochumrandungen, wie wir solche mit den Abbildungen 85 und 86 auf Seite 289 des Bazar 1870 brachten.

J. v. P. in **B.** Wenden Sie sich betreffs der Ausführung der von Ihnen erwähnten Brautcoiffüre, Abbildung Nr. 3 auf S. 59 d. Jahrg., an den Coiffeur Rosenfeldt, Berlin, Spandauerstr. Nr. 29. Derselbe stellt auch die genannten Haarconfections wie Lockenchignon und Flechte her. Sehr passend für die so junge Brautjungfer dürfte eine der von demselben Coiffeur arrangirten Haarfrisuren auf S. 41 d. Jahrgangs sein.

Abonnentin im Wupperthale. Wir empfehlen Ihnen den zu Abbildung 41 auf Seite 367 des Bazar 1870 gehörigen Schnitt. Derselbe ist natürlich nach Erforderniß zu verkleinern. Zur Anfertigung des erwähnten Unterrockes richten Sie einen geraden Stofftheil her, verbinden die Querseiten desselben bis auf einen Schlitz am oberen Rande, säumen ihn am unteren Rande um, reihen ihn am oberen Rande in Falten und fassen ihn dort zwischen die doppelte Stofflage eines geraden Gurtes.

M. R. in **W.** Ein solcher Volant muß stets aus einem geraden Stofftheil hergerichtet werden. Um den scharfen Faltenbruch zu erzielen, plättet man den Stoff, nachdem man ihn in Falten geordnet und geheftet, von der Rückseite aus mit einem recht heißen Eisen. Den gewünschten Schnitt sind wir nicht mehr im Stande zu bringen, doch machen wir Sie darauf aufmerksam, daß der obere Rock in gleicher Weise, nur etwas kürzer hergerichtet wird, als der untere Rock, und daß man ihn dann hinten mittelst Spangen rafft. Die Schoßtaille können Sie nach der Schoßtaille Abbildung Nr. 24 auf Seite 44 d, Jahrg. herstellen.

J. K. Die Anleitung zum Erlernen der Filetarbeit brachten wir auf Seite 49 und 50 dieses Jahrg.

F. K. Die gewünschten Anzüge bringt die nächste Arbeitsnummer.

Rosa in **M.** Beide Buchstaben finden Sie in den Alphabeten, Abbildung Nr. 44 auf Seite 158, 24 auf Seite 285 des Bazar 1870 und 69 auf Seite 7, sowie Abbildung Nr. 12 auf Seite 22 dieses Jahrg. Sie brauchen die einzelnen Buchstaben zur gewünschten Namenschiffre nur zusammen zu stellen.

F...tka. Wir rathen Ihnen aus den Wollresten einen kleinen Teppich zu fertigen. Der Fond desselben wird mit grauem Zwirn, hin- und zurückgehend ganz rechts gestrickt; in jeder zweitfolgenden Tour hat man nach jeder zweitfolgenden Masche je drei Wollfäden von je 3 Cent. Länge mit hinein zu stricken.

Landfräulein. Vielleicht wählen Sie eine der Roben, Abbildung 5 auf Seite 1 oder Abbildung 2 auf Seite 21 dieses Jahrg. Wenn Sie sich nicht für Blumen entscheiden, machen wir Sie auf die Coiffüren, Abbildung 27—30 auf Seite 4 dieses Jahrg., aufmerksam. Eine Taille mit herzförmigem oder viereckigem Ausschnitt ist noch immer modern, und werden Kragen, wie die von Ihnen angegebenen, vielfach dazu getragen. Hausschuhe für Herren zeigen die Abbildungen 47 auf Seite 385 und 35 auf Seite 384 des Bazar 1870.

Th. K. Wien. Wir glauben nicht, mit der von Ihnen gewünschten Vorlage dem allgemeinen Wunsche zu entsprechen. Paletotschnitte finden Sie zu den Abbildungen 5 auf Seite 137 und 3 auf Seite 315 des Bazar 1870.

E. S—ka. Herrenmützen mit Dessin bringen wir nächstens. Häkeldessins zu Mützen finden Sie vorräthig in der Tapisserie-Manufactur von C. A. König, Berlin, Jägerstr. 23.

E. P. in **L—z.** Alte Dintenflecke bringen Sie aus einer weißen Diele heraus, indem Sie dieselbe mit einer Mischung von 1 Theil Salzsäure und 10 Theilen Wasser anfeuchten und, wenn die Flecke hell erscheinen, mit Schwamm und Wasser nachwaschen; wenn nöthig, muß die Säure noch einmal angewendet werden. Statt der Salzsäure können Sie auch eine Auflösung von Kleesäure (Oxalsäure) nehmen.

Landp. in **Wiesbaden.** Ihr Brief ist mit einer Eisendinte geschrieben. Flecke von derartiger Dinte lassen sich aus Druckpapier durch Betupfen mit Eau de Javelle mittelst eines Pinsels und nachheriges Nachwaschen mit reinem Wasser entfernen.

A. M. in **M.** Regenflecke aus einem Kleide von hellblauer Seide zu entfernen, dürfte Ihnen selbst schwerlich gelingen. Wir rathen das Kleid einer chemischen Reinigungsanstalt zu übergeben, woselbst durch Reinigung und Appretur nicht einzelner Theile, sondern des ganzen Kleides die Flecke leichter zum Verschwinden gebracht werden können.

Mehrjährige Abonnentin. Einreibungen mit Gerbsäure sind ein völlig gefahrloses Mittel.

Minerva in **Brünn.** Die Reinigung von Silbermünzen und Medaillen richtet sich ganz nach dem Grade der Verrostung. Ausführliche Anweisung darüber finden Sie in einem Aufsatze von A. Jungfer, „Reinigung alter Silbermünzen", in Nr. 1—3 der in Berlin erscheinenden Industrie-Blätter.

Margarethe und Clara. Waschen Sie die gerötete Nase täglich mit einer schwachen Auflösung von Tannin (Gerbsäure) in nicht zu starkem Spiritus. Diese Lösung wird Ihnen jeder Apotheker anfertigen.

Neue Abonnentin. Rindermark läßt man mit Zusatz von einer ganz geringen Menge Alaunpulver (etwa 1 Messerspitze voll auf ½ Pfund Mark), aufgelöst in etwas Rosenwasser, auf dem Wasserbade aus und seiht das geschmolzene Mark durch ein Leinentuch. Die Bereitung von Pomaden ꝛc. finden Sie ausführlich in Hirzel's Toilettenchemie beschrieben.

F. B. in **O.** bei **L.** Schwarze und rothe waschächte Dinte zum Zeichnen der Wäsche wird von Dr. Jacobsen's chemisch-technischem Laboratorium in Berlin fabricirt, auch werden fertige mit Schablonen und allem Zubehör versehene Wäschezeichen-Necessaires von derselben Fabrik geliefert.

O. in **St.** Ein unschädliches und in den meisten Fällen sich als wirksam erweisendes Hausmittel gegen Migräne ist der tägliche Gebrauch von kohlensaurer Magnesia, am angenehmsten nimmt sich dies Mittel in Form von Pastillen, wie solche z. B. von Dr. O. Schür in Stettin fabricirt werden.

Bakonyerin. Das Haarbleichwasser besteht aus verdünntem Wasserstoffsuperoxyd; schwerlich werden Sie dasselbe dort in einer kleineren Apotheke erhalten und sich daher an eine größere Apotheke, z. B. Moll in Wien wenden müssen.

Eugenie aus der Provinz. An Stelle der Stahlpillen rathen wir Ihnen das nicht unangenehm schmeckende Eisensaccharat (Eisenzucker), ein sehr leicht verdauliches und die Zähne nicht angreifendes Eisenmittel, zu gebrauchen. Das Mittel wird von der bekannten Chokoladenfabrik Jordan und Timäus (Dresden und Berlin) in Zuckerkapseln, ferner in Pastillenform von Dr. O. Schür in Stettin und in Verbindung mit reinem Malzextract von E. Schering in Berlin verkauft.

A. v. B. in **L.** Lesen Sie die Broschüre über die Bantingkur, deutsch von Prof. Vogel (in jeder Buchhandlung zu haben). — Mohnölflecke entfernen Sie aus Tischzeug, wenn Sie letzteres an betreffender Stelle mit Schmierseife einreiben, über Nacht liegen lassen und dann in warmem Wasser auswaschen.

T. G. in **J.** Ihre Frage in der von Ihnen gestellten Frist zu beantworten, war nicht möglich. Rothweinflecke entfernt man aus Häkel- und Applicationsarbeit durch Eintauchen in verdünnte Eau de Javelle und sofortiges Auswaschen in reinem Wasser.

Abonnentin aus **N. H.** Aus natürlichen Blumen, wie Rosen, Veilchen, Reseda, werden allerdings Pomaden bereitet, allein dies kann mit wirklichem Nutzen nur im Großen geschehen, denn zur Parfümirung auch nur eines Pfundes Fett gehören schon Tausende jener Blumen. Die in Nizza, Cannes u. s. w. angewendete Methode der „Enfleurage" finden Sie ausführlich in Dr. Hirzel's Toilettenchemie (Leipzig, Verlag von Spamer) beschrieben.

G. H. in **S.** Ein Verfahren, Eschen- (Erlen-) Holz ein dem Cigarrenkistenholz (Cedernholz) ähnliches Aussehen zu geben, finden Sie in Dr. Jacobsen's chemisch-technischem Repertorium, Jahrg. 186[illegible] II. Halbjahr, Seite 38 (Berlin, Verlag von R. Gärtner). Mit Abänderungen der dort angegebenen Mengenverhältnisse, zu denen einige praktische Versuche Sie bald befähigen werden, ist das Verfahren auch für andere hellfarbige Hölzer anwendbar.

Kritische Correspondenz. E. J. L. K. Auf je einer Seite wird unglücklich geliebt, und auf jeder anderen die Suppe aufgetragen. Ach, wie viele Seiten! Was lange suppt, lebt lange. — **Woldemar.** 1. Beantworteten Ihnen die politischen Zeitungen. 2. Kein Pseudonymus. Galizien. — **H. G.** Wir sind hier mit den dortigen Verhältnissen nicht genug bekannt, um eine Empfehlung zu wagen. Gewiß aber wird Ihnen eine Wiener Kunsthandlung (z. B. Gerold und Comp.) Auskunft geben können. — **The lady of the lake.** Englisch. — **Weiß und blau.** Jenes Gedicht und jene Erzählung stehen nicht in der geringsten Beziehung zu einander. — **Vier Seelen und ein Gedanke.** Für die Gedichte wären vier Gedanken und eine Seele besser gewesen. — **Hilarius.** „Wenn Sie (der Redacteur!) jemals die Qualen gefühlt haben, die mein Herz zerreißen u. s. w." Wenn die Qualen zu Ihren Versen im Verhältniß stehen, können sie nur mäßig sein. — **M. E. Oesterr.** „Was rathen Sie mir: Die Feder oder — den Kochlöffel?" Wir überlassen es — dem Echo, Ihnen diese heikle Frage zu beantworten. — **Theonie.** Wie mögen Sie dergleichen glauben?! Mit einem „sympathetischen" Mittel alle Krankheiten zu heilen, kann nur ein Quacksalber sich vermessen. — **L....** Unbegreiflich, warum Sie durchaus „das Bächlein fragen" wollen, das Ihnen doch nur Etwas vormurmeln wird, anstatt die betreffende Persönlichkeit, welche frischweg Ja oder Nein sagen kann. — **A. W.** Erlkönig stand zwar nicht bei der Landwehr, aber sonst stimmt Ihr „Krieger und sein Kind" ihm täuschend ähnlich. — Mit Dank abgelehnt: **L. A.; Mary W.; H. Pf.** in **L.; Ali; B. F.** in **P.; L. Faust.**

Verlag der Bazar-Expedition [redacted] in Berlin, 20 Unter den Linden. Redacteur: Karl August Heigel in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.